

**Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

**Das Landhaus am Rhein**

Roman

**Auerbach, Berthold**

**Stuttgart, 1869**

Erstes Buch

[urn:nbn:de:bsz:31-241640](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-241640)

## Erstes Buch.

### Erstes Capitel.

„Nur noch Augenblicke Geduld! dort winkt ein Mann, der mitfahren will,“ sagte der Ferge. Im Kahn saß ein Mann mit Frau und Tochter.

Der Mann war von kleiner Gestalt, mit grauen Haaren und röthlich funkelnder Gesichtsfarbe, blaue Augen schauten gutmüthig aber träumerisch müde drein; ein die Oberlippe ganz bedeckender struppiger Schnurrbart schien sich in dies harmlose Gesicht verirrt zu haben; er trug ein graues Sommergewand von jenem neumodischen Stoff, der überall derart weiß besprenkelt ist, als hätte sich der Träger in einem Federbett gewälzt; eine zierliche, mit blauen und rothen Perlen gestickte Bügeltasche hing an einem Riemen über der rechten Schulter.

Die Frau, groß und stattlich, mit unruhigen Augen und scharfen Zügen, die einstmals wol einnehmend gewesen waren, trug ein Kleid von mattgelber Seide; der weiße Schleier am grauen Hut war wie eine Binde am Turban um die Rundung gewunden. Sie warf den Kopf rasch zurück, sah dann vor sich nieder, als wollte

sie sich nicht um den Fremden kümmern, und bohrte die Zwinge ihres großen Sonnenschirms in das Bord des Rahns.

Neben dem Manne saß eine schlanke blonde Mädchen-  
gestalt in blauem Sommergewand; den kleinen, mit  
einem Vogelflügel verzierten braunen Hut hielt sie am  
Gummiband in der Hand. Der Kopf war groß und  
schwer, die mächtige Stirn durch reichüberquellendes, in  
Flechten gelegtes Haar noch gewaltiger, und zwei dicke  
Locken legten sich rechts und links auf Schulter und  
Brust. Das Antlitz des Mädchens war heiter und un-  
befangen, klar wie der helle Tag, der über der Land-  
schaft leuchtete.

Jetzt setzte sie den Hut auf, und die Mutter rückte  
ihr denselben noch etwas zurecht. Dann wechselte sie  
schnell die raubledernen Stulpenhandschuhe mit glanz-  
igen, die sie aus der Tasche nahm, und während sie  
mit Behendigkeit das Leder über die Hand zog, schaute  
sie nach dem Ankömmling.

Ein großer und schöner junger Mann von mark-  
igem Körperbau, mit vollem, braunem Bart, einen  
Plaid über der Schulter und einen breitkrämpigen  
grauen Hut mit schwarzem Flor auf dem Haupte, kam  
rüstigen Schrittes den Zickzackweg am steilen Ufer herab.  
Er stieg in den Rahn, grüßte stumm, indem er den  
Hut abzog; eine edle weiße Stirn, von tief braunem  
Haar beschattet, zeigte sich; Kühnheit und Entschlossen-  
heit sprach aus seinem Gesicht, das zugleich einen Ver-  
trauen erweckenden Ausdruck hatte.

Das Mädchen schaute vor sich nieder, die Mutter

knöpfte ihr das Hutband nochmals auf und zu und wußte dabei scheinbar unabsichtlich eine lange Locke auf die Brust, die andere auf die Schulter rückwärts zu legen.

Der Fremde setzte sich fern von den Anderen nieder und schaute in den Strom, während der Kahn rasch dahinfuhr.

Der Kahn landete an der Insel, auf welcher das weitläufige Kloster, das nunmehr eine von Nonnen geleitete Erziehungsanstalt für Mädchen ist.

Man stieg aus.

„D wie schön!“ rief das Mädchen und deutete auf eine am Ufer stehende hochstämmige Gruppe von Bäumen, die in der Runde und so nahe an einander standen, als ob die Stämme aus Einer Wurzel erwachsen wären; ringsum innerhalb der Baumgruppe waren niedrige Bänke angebracht.

„Geh voran!“ sagte die Frau mit einem verweisenden Blicke und gab schnell ihrem Manne den Arm. Das Mädchen ging voran, der Fremde hinterdrein.

In den Büschen sangen die Nachtigallen, die Amseln, Finken, Plattmönche, als wollten sie laut verkünden: Hier ist Paradiesesruhe und Niemand stört uns. Die dunklen Kiefern am Ufer mit ihrem breiten Schirmdach und die lange Reihe hellfarbiger Lärchenbäume landeinwärts waren von keinem Lüftchen bewegt, und in den blühenden Kastanienbäumen summteten die Bienen.

Man kam an das Kloster.

Das Gebäude war verschlossen, nirgends ein menschliches Wesen zu sehen.

Der alte Herr zog die Klingel, die Pförtnerin öffnete ein kleines Fenster und fragte nach dem Begehr. Es wurde um Einlaß gebeten, aber die Pförtnerin erwiderte, das sei heute nicht mehr möglich.

„Geben Sie meine Karte ab,“ sagte der ältere Herr, „und sagen Sie der würdigen Mutter, daß ich mit Frau und Tochter da sei.“

„Erlauben Sie, daß auch ich meine Karte hinzufüge,“ sagte der Fremde; die Drei schauten um beim Wohlklang dieser Stimme. Der Fremde gab der Pförtnerin seine Karte, indem er hinzufügte: „Wollen Sie der würdigen Frau Oberin sagen, daß ich Grüße von meiner Mutter bringe.“

Auf der Karte stand: Erich Dournay.

Die Pförtnerin schloß das Schiebfenster schnell.

„Ich hatte Sie für einen Franzosen gehalten,“ sagte der alte Herr in freundlichem Ton zu dem jungen Manne.

„Ich bin ein Deutscher,“ erwiderte dieser.

„Sie haben wol eine Verwandte im Kloster und kennen die würdige Mutter auch?“

„Ich kenne hier Niemand.“

Die Antworten Erichs waren rund und knapp, es gab keinerlei Anhalt zu Fortsetzung des Gesprächs. Der alte Herr ging mit den Frauen nach einem schönen Blumenbeet und setzte sich mit ihnen auf die dort angebrachte Bank. Das Mädchen mochte aber keine Ruhe haben, es ging am Rande der Wiese auf und ab und pflückte Veilchen.

Der junge Mann war wie eingewurzelt stehen ge-

blieben und betrachtete die steinernen Stufen, die zur Klosterthüre führten, als müßte er erkunden, welcherlei Schicksale bereits über diese Stufen aus- und eingegangen waren.

Nach einer Weile winkte die Pfortnerin; die Klosterthüre wurde geöffnet, die Fremden traten ein. Hinter der zweiten Gitterthüre standen zwei Nonnen in langen schwarzen Kleidern, mit dem häßlichen Knotenstrick um die Hüfte. Die Größere, eine ältere Dame mit auffallend großer Nase, sagte: Die Frau Oberin bedaure, heute Niemand empfangen zu können; es sei der Vorabend ihrer Namensheiligen und da bleibe sie bis zu Sonnenuntergang immer allein. Ueberhaupt sei heute kaum thunlich, Fremde zuzulassen, denn die Kinder — so wurden die Zöglinge genannt — hätten ein Festspiel angeordnet, mit welchem die Oberin nach Sonnenuntergang begrüßt werden solle. Darum sei heute Alles in Unordnung; im großen Speisesaal sei ein Theater aufgeschlagen; indeß habe die Oberin befohlen, daß man den Fremden die Einrichtung des Klosters zeige.

Man ging nun im Geleite der beiden Nonnen durch den großen Kreuzgang. Der Schritt der Nonnen war laut und hart, denn sie trugen dicke hölzerne Sohlen, sogenannte Trippen, die mit zwei über die Strümpfe gezogenen Riemen am Fuße befestigt waren. Die kleinere, zierliche Nonne, deren feines Antlitz wie gepreßt und gefangen in der enganliegenden Capuze war, hielt sich scheu zurück und ließ der Andern das Wort. Jetzt sprach sie indeß mit dem Mädchen in französischer Sprache. Die Mutter nickte dem Vater zu mit dem

vergnügten Ausdrücke: Da siehst Du nun, wie gut es war, das Kind etwas Rechtes lernen zu lassen.

Der Vater sagte der deutschen Nonne, daß seine Tochter Lina erst vor einem halben Jahre aus dem Kloster zu Aachen zurückgekehrt sei.

Auch der junge Mann sagte einige Worte in französischer Sprache zu der zierlichen Nonne. Aber jetzt, und so oft er sie noch ansprach, zog sie sich immer wie verschüchelt zurück, auffällig lächelnd und in sich zusammenkauernd, als ob sie fürchte, berührt zu werden.

Der Frühstücksaal, Lehrzimmer, Musikzimmer, die großen Schlafsäle wurden den Fremden gezeigt und überall mußte man Sauberkeit und Ordnung bewundern. In den Schlafgemächern der Kinder war es, als ob nicht wirkliche Menschen und nun gar unruhige Kinder hier wohnten, sondern als wäre Alles nur bereit, um Märchengestalten zu erwarten. Nur in einem Bettchen war es unruhig. Lina zog den Vorhang zurück und ein Kind mit großen braunen Augen schaute um. Auch der junge Mann war hinzugetreten.

„Was fehlt dem Kinde?“ fragte Lina.

„Weiter nichts, es hat nur Heimweh.“

„Wie heilen Sie das Heimweh?“ fragte die Frau.

„Ein Kind, das über Heimweh klagt, wird krank erklärt und muß zu Bette bleiben; wenn es dann aufstehen darf, fühlt es sich befreit und zu Hause.“

„Geht Alle fort! Alle fort! Manna soll kommen! Manna soll kommen!“ rief das Kind.

„Sie kommt noch zu dir,“ beschwichtigte die Nonne

und erklärte, daß das Kind eine Amerikanerin meine, von der allein es sich beruhigen lasse.

„Das ist unsere Manna,“ sagte Lina zu ihrer Mutter.

Die Dämmerung war eingebrochen, und über die Corridore, durch den goldenen Dufte der Abendsonne huschten in langen grünen, blauen und rothen Gewändern seltsame Gestalten, die in den Zellen verschwand.

Man kam in den Speisesaal, wo im Hintergrund eine Waldlandschaft mit Einsiedlerhütte aufgestellt war, und da lag mit rothem Bande angebunden ein junges Reh, das die Fremden mit seinen glänzenden Augen wunderbar anblickte, jetzt sich aufrichtete, am Bande zerrte und davonrennen wollte.

Die Französin erklärte, daß die Kinder in Gemeinschaft mit einer Schwester, die sehr viel Geschick dazu habe, die Decorationen selbst gemacht und große Chöre eingeübt hätten; eine Schülerin, ein vorzügliches Kind, habe das Stück verfaßt, das eine Scene aus dem Leben der Tagesheiligen behandelt.

Die deutsche Nonne mit der großen Nase bedauerte, daß Niemand Fremdes zusehen dürfe.

Als man den Speisesaal verließ, sagte Lina zu der zierlichen Französin, wie leid es ihr thue, ihre Jugendfreundin Hermannna Sonnenkamp nicht sehen zu können, denn sie müßte mit ihren Eltern schon heute Abend wieder zurückreisen.

Man ging wieder durch lange Corridore, und als man die Treppe hinabstieg, kam dieselbe herauf eine

schneeweiße Gestalt mit Flügeln an den Schultern und einem schimmernden Diadem auf dem Haupte, von dem lange schwarze Locken auf Brust und Nacken herniederflossen. Ein dunkles, schwarzes Auge mit langen Wimpern und dichten Brauen glänzte aus dem blassen Antlitze heraus.

„Manna!“ rief Lina laut, und „Manna!“ tönte der Widerhall von der Wölbung.

Die Angeredete faßte ihre Hand, führte sie die Treppe hinauf, von den Anderen weg und sagte:

„Du, Lina? Ach, ich war nur bei dem armen Kinde, das sich in Heimweh verzehrt. Ich dürste sonst heut mit keiner Menschenseele sprechen.“

„O, wie wunderbar siehst Du aus, wie herrlich! Du mußt dem Kinde ja wie ein lebendiger Engel erschienen sein! O und wie werden sich daheim Alle freuen, wenn ich ihnen erzähle . . .“

„Sprich nicht davon. Entschuldige mich bei Deinen Eltern, daß ich so an ihnen vorbeiflog, und wer . . . wer ist der junge Mann da bei Euch?“

Erich schien zu fühlen, daß von ihm die Rede sei; er schaute auf nach der wunderbaren Erscheinung, konnte aber nichts von den Formen des Antlitzes erkennen; er sah nur die märchenhafte Gestalt und zwei hellleuchtende Augen.

„Wir kennen ihn auch nicht,“ erwiderte Lina, „wir haben ihn erst im Rahn gesehen. Aber ja,“ setzte sie lachend hinzu, „Du kannst erfahren, wer er ist, er hat einen Gruß von seiner Mutter an die Oberin; da frag’ einmal. Nicht wahr, er ist schön?“

„O Lina, wie sprichst Du! Möge die heilige Genovesa beim lieben Gott Dir Verzeihung erbitten, daß Du das gesagt, und mir . . .“ sie bedeckte das Gesicht mit der Hand . . . „daß ich es gehört. Leb' wohl, Lina, grüße Alle draußen.“

Wie schwebend huschte die geflügelte Erscheinung den langen Corridor dahin, sie verschwand und hörte nicht mehr, daß Lina ihr nachrief, sie werde morgen bei der Gräfin Wolfsgarten erzählen, wie sie sie gesehen.

Man verließ das Kloster. Vor dem Thore sagte der ältere Herr zu dem jungen Manne:

„Es ist ein Glück für die Mädchen, von aller Welt entfernt auf einer Insel im Kloster erzogen zu werden.“

„Die Mädchen im Kloster und die Jünglinge in der Kaserne! Schöne Welt das!“ entgegnete Erich in scharfem Ton.

Ohne ein Wort der Erwiderung wandte sich der ältere Herr ab und ging mit den Frauen einige Schritte davon; er schien keine fernere Gemeinschaft mit einem Fremden von solcher revolutionären Gesinnung haben zu wollen.

Erich eilte zu dem Rahne und ließ sich rasch über setzen. Der Strom war wie lauter glühendes Gold; Erich tauchte die Hand in den Strom und wusch sich Stirn und Auge.

Er sprang behend ans Land und schaute hinüber nach dem Inselkloster; da sah er den Mann mit Frau und Tochter ebenfalls zum Rahn herabsteigen; er grüßte

von ferne mit dem Hute und ging den jenseitigen Berg hinan nach der Burgruine, von wo man das Kloster überschauen konnte. Lange saß er hier oben und starrte hinüber nach dem Kloster auf der Insel. Er hörte Gesänge von Mädchenstimmen, er sah die lange Fensterreihe hell erleuchtet.

Die Nachtigall in den Büschen sang unablässig und Erich horchte hin nach dem Gesange des Vogels und dem Gesang der Kinder im Kloster, die sich ein Stück vom Ewigkeitstraume in die Wirklichkeit zauberten und eine Stunde zu singenden Engelchören wurden.

Er stieg den Berg hinab, und als er eben an den Gasthof kam, traf er den Mann mit den beiden Frauen, die sich zur Abreise auf den Bahnhof begaben.

Die Gaststube war leer. Während er aß, nahm er unwillkürlich ein Zeitungsblatt, das auf dem Tische lag. Was sind Klöster? Was sind Burgruinen? Da ist die Welt, die bewegte, die heutige, die wirkliche.

Du kommst von einer Ausschau auf der Bergeshöhe ermüdet in der Gaststube an, unwillkürlich greiffst Du nach der Zeitung — warum das? Vielleicht weil das ermüdete Schauen und Denken, das auf die unbewegte Erscheinung der Natur gerichtet war, nun sich erfrischt, indem es sich auf die bewegte Erscheinung der Zeitgeschichte wendet; und Du bist allein, Du bedarfst eines anrufenden Wortes — da ist ein solches, das Jemand an Alle gerichtet hat; es erzählt Dir von der Welt, die ihren Gang fortsetzt, derweil Du träumtest, und in weiter Ausschau Dich verloren und Dich gefunden hast.

Wir können uns kaum mehr denken, wie es zu anderen Zeiten war, da man ein Begegniß still austräumen konnte. Zu allen Stunden, sei es in schwerer Bedrängniß, wo uns das eigene Leben zur Last und die Welt gleichgiltig geworden, sei es in gehobener Empfindung, wo wir uns wie hinausversetzt aus aller Wirklichkeit fühlen — da kommt die Zeitung und fordert unsere Aufmerksamkeit und ruft uns an, als sollten wir in Gestaltung der Weltverhältnisse überall mitwirken.

Was ist dem jungen Manne jetzt Amerika? Und doch las er aufmerksam einen Bericht über die dortigen Zustände, worin der unausbleibliche, in Frieden vielleicht nicht zu schlichtende Kampf zwischen den südstaatlichen Sklavenhaltern, den sogenannten Feuerfressern, und den nordstaatlichen Abolitionisten dargestellt war. Die Französin hatte gesagt, daß eine Amerikanerin das an Heimweih leidende Kind tröste und sie agirt nun auch in dem heiligen Feststück. Da spielt ein Kind mit der frommen Mythe, während es in seinem Heimatlande gährt!

Wieder waren die Gedanken Erichs im Kloster und bei der wunderbaren Erscheinung.

Als er eben das Blatt weglegen wollte, fiel sein Auge auf eine Anzeige. Er las sie wiederholt, dann bat er den Kellner, daß er das Blatt behalten dürfe, und begab sich mit demselben auf sein Zimmer.

## Zweites Capitel.

Name: Erich Dournay. Charakter: Doctor der Philosophie, Hauptmann a. D. . . . Ort woher: Name einer kleinen Universitätsstadt . . . Reise wohin: O . . . Zweck der Reise: O . . .

So schrieb Erich früh am Morgen in das ordnungsmäßige Fremdenbuch des Gasthofs und jetzt bemerkte er, daß vor seinem Namen eingeschrieben stand: Landrichter Vogt mit Frau, geb. Landen, und Tochter aus . . . , ein kleines Städtchen singenden Namens vom Oberrhein war genannt.

Das war also der Gespenkerte von gestern mit den beiden Damen.

Erich machte sich mit seinem Reisegepäck auf den Weg nach der Landungsbrücke, wo das Dampfschiff anlegte. Der Morgen war frisch und klar, ringsum jauchzendes, singendes Leben, nur ein schmaler Wolkenstreif hing noch wie ein Nebel in der halben Höhe der Gebirgskette. Mit festem Schritt, hoch aufgerichtet, frei athmend in der frischen Morgenfrühe ging Erich dahin. Er stand am Geländer der Landungsbrücke und schaute hinein in die Wellen, wo jetzt ein Nebelstreif sich hob und in der Luft zerfloß. Dann startete er lange nach der Insel hin, wo nun die Frühglocke läutete und die Kinder aus dem Schlafe rief, die gestern Abend vor sich selber zum Märchen geworden waren.

Er zog das Blatt aus der Tasche und las noch einmal die Anzeige, in der die Bewerbung um eine einträgliche Hofmeisterstelle ausgeschrieben war.

Das Dampfschiff brauste heran, die Brust den Wellen entgegendrängend.

Erst auf dem Schiffe bemerkte Erich, daß auch zwei Nonnen aus dem Kloster — die Eine war die zierliche, scheue Französin — mit eingestiegen waren. Er grüßte; er wurde ohne Erwiderung verwundert angesehen. Die Nonnen nahmen ihr Brevier, setzten sich auf dem Berdecke nieder und beteten.

Auf dem zu Berg gehenden Schiffe waren noch wenig Reisegefährten, und die Morgenfrühe läßt ungesellig.

Erich setzte sich nicht weit von dem Steuermann, der fort und fort leise vor sich hinpfiff. Nachdenklich schaute er in den aufgewühlten Strom und in die Landschaft. Er preßte die feingeschnittenen Lippen fest zusammen, es schien als ob er mit stummer Lippe den noch nie gehobenen Nibelungenschatz der Schönheit dieses Stromes und dieser Landschaft erkennen wolle. Er schüttelte oftmals den Kopf, wenn er hörte, wie da und dort zwei Menschen durch sogenannte Unterhaltung sich die Frische des Morgens und die stille Erquickung des landschaftlichen Anblicks verplauderten.

Erich hatte das Glück des schönen wohlumhegten Familienlebens und der höchsten Bildung genossen. Von den Eltern sorgfältig erzogen, war er in den Militärdienst eingetreten, gab denselben freiwillig auf und widmete sich den Studien. Es sind heut erst wenige Tage, seitdem er den Doctorgrad erworben. Er hatte mit großer Anstrengung diesen Abschluß beschleunigt, denn erst zwei Monate sind es her, seitdem sein Vater gestorben war.

Es war am Abend, als Erich zum Doctor ernannt war, da die Mutter mit ihm ging und ihn ermahnte, sich nun einige Tage freien Athemschöpfens zu gönnen.

Erst wenn Erich von der Reise zurückgekehrt war, wollten sie bestimmen, was nun aus ihnen werde solle. Die Mutter empfand es dabei schmerzlich und konnte den Gedanken nicht unterdrücken, daß man aus dem stetigen, ordnungsmäßig sich fortsetzenden Lebensgange heraustreten und stündlich einem fraglichen, erst selbst zu schaffenden Dasein gegenüberstehe; sie hatte das nie gekannt und nie geahnt. Und mit einem Kummer, den sie zu unterdrücken suchte, aber nicht ganz verbergen konnte, sah sie, sich eines Wortes von Lessing erinnernd, ihren Sohn am Markte stehen und nach Arbeit ausschauen. Sie hoffte indeß, daß sich das Widerstreben des Sohnes, sich durch eine Gunst eine Lebensstellung geben zu lassen, legen würde; vor Allem aber sollte er wieder seine Jugendfrische erhalten. Hätte die Mutter ihn jetzt gesehen, sie hätte gestaunt, wie schnell sich das bewerkstelligte; es war ein Glanz in seinen Augen und eine Farbe in seinem Antlitz, die in den besten und ruhigsten Tagen nicht leuchtender und blühender gewesen.

Nur um ihm ein Ziel zu geben, hatte sie ihm einen Gruß an die Oberin des Klosters aufgetragen. Jetzt war Erich bereits auf dem Rückwege. Eine einfache Anzeige in der Zeitung hatte seiner Reise eine ungeahnte Richtung gegeben.

Er hatte indeß jugendliche Spannkraft genug, um wegen des Zieles die Freuden des Weges nicht zu ver-

gessen. Mit hellem Blick betrachtete er das Getriebe auf dem Schiffe, das Leben auf dem Strom und an den Ufern.

Schon an der zweiten Station stiegen die beiden Nonnen aus und die zierliche Französin nickte ihm rückwärts zu, als sie die kleine Flügeltreppe hinabstieg. Im Rahn faltete sie die Hände und schaute vor sich nieder; auch als sie ans Ufer stieg, schaute sie nicht mehr rückwärts.

Von Ort zu Ort wechselten die Reisegefährten; an einem Dorfe kam eine Schaar Wallfahrer, meist Frauen mit weißen Tüchern auf dem Haupte. An dem Halteplatz, wo sie ausstiegen, kam ein Trupp Turner in hellgrauen Gewändern auf das Schiff und stimmte auf dem Verdeck ein Lied an, während die Wallfahrer am Ufer sangen. In allen Städten und Dörfern, an denen man vorüberfuhr, tönten die Glocken, es war ein heller, klingender, blühender Frühlingstag und Erich fühlte jene Berausung, die das rheinländische Leben über das Gemüth bringt, eine Spannung und Erhöhung aller Lebensgeister, von der sich nicht sagen läßt, von wannen sie kommt, wie sich nicht scheiden läßt, was dem Weine an den Bergen hier seine Würze, sein Feuer gibt. Es ist der Hauch des Stromes, der Duft der Berge, die Kraft des Bodens, es ist das Sonnenlicht, das wie im Weine, auch im Menschen glüht, einen beflügelten Frohmuth erzeugt, den Niemand abwehren und Niemand erklären kann.

Oftmals wurde auch Erich angesprochen, er hielt aber jede Genossenschaft ab; er wollte in sich allein

sein inmitten der Menschenbewegung, inmitten der wohnigen Landschaft.

Es war hoher Mittag, als er bei dem Städtchen mit altersgrauem Thurme, das einen fröhlichen Namen in der ganzen Welt hat, ans Land stieg. Ein schlanker blonder junger Mann stand hier am Ufer und sah ihn scharf an, endlich rief er:

„Dournay!“

„Herr von Francken!“ erwiderte Erich.

Die Beiden reichten sich die Hände.

### Drittes Capitel.

„Das ist der Rhein! Kaum hat man sich die Willkommhand gereicht, so heißt es: Laß uns trinken! Es muß der Strom vor Euren Augen sein, der Euch beständig die Luft nach Flüssigem erregt.“

So sagte Erich zu dem jungen Mann gleichen Alters, der ihm gegenüber saß und seine Hand mit dem stramm zugeknöpften Handschuh auf den Kopf eines braunen Hühnerhundes gelegt hatte.

„Nun bitte; hier ist die Weinfarte. Welchen Jahrgang und welches Gewächs? Trinken wir neuen, der noch lustig ist und sich nicht zur Ruhe gesetzt hat?“

„Ja, jungen Wein, und von dem Berge hier, drauf der Sonnenschein so wohlilig ruht.“

Francken befahl in knapper militärischer Betonung dem wartenden Kellner:

„Eine Flasche Auslese!“

Der Wein kam, er floß golden in die blinkenden Gläser; die beiden Männer stießen an und tranken. Sie saßen in der Nebenlaube am Ufer, dort wo die Landschaft sich weit ausdehnt und der Blick sich erlaubend dahinstreift über grünende Inseln im Strom, über hellblinkende Wohnorte, über Wald, Berge und Nebengelände und prächtige Landhäuser.

Die Triebwellen des Dampfschiffes hatten sich glättet; die Rähne am Ufer waren wieder ruhig, hüben und drüben dröhnten die Bahnzüge nur von ferne; auf dem glatten Strom, in dem sich da und dort weiße Wolken vom Himmel abspiegelten, blinkten die Strahlen der Mittagssonne, und im blühenden Fliederbusch bei der Laube schlug die Nachtigall.

Otto von Branden hatte in der Ueberraschung sich vielleicht zutraulicher gegen Erich benommen als erforderlich war; nun, da Erich ihn mit Sie ansprach, während sie sich früher Du genannt hatten, nickte er zufrieden. Branden zog den Handschuh rasch aus, reichte Erich nochmals die Hand und sagte:

„Sie sind wol auf einer Berghügelungsreise?“

„Sie wissen vielleicht noch nicht, daß vor zwei Monaten mein Vater gestorben?“

„Doch, doch . . . und ich bleibe unserm guten Professor ewig dankbar; das Wischen, was ich in der Cadettenchule gelernt habe — es ist freilich wenig genug — verdanke ich ihm ausschließlich. Ach, welche Geduld und welchen unablässigen Eifer hatte Ihr guter Vater! Stoßen Sie mit an auf sein Andenken!“

Die Gläser klangen.

„Wenn ich einmal gestorben bin,“ sagte Erich bewegten Tones, „so wünsche ich, daß auch mein Sohn so mit einem Genossen beim Wein am hellen Mittag mein gedächte.“

„Ach, sterben!“ entgegnete Branden. „Sehen Sie, dort hat man gerade mitten in die Weinberge hinein den Friedhof verlegt. Man sollte gar nicht ans Sterben denken und nun wird man immer daran erinnert.“

Erich erwiderte nichts, er starrte nur hinüber und hörte, wie jetzt eben der Rufuf vom Kirchhof aus rief.

„Sind Sie Landwirth?“ fragte er, wie sich aufraffend.

„Provisorisch. Ich habe auf unbestimmte Zeit den Lieutenantsrock ausgezogen und mir das Piedestal hoher Wasserstiefel erkoren.“

Während Branden dies sprach, nahm er eine Taschbürste heraus und glättete sein untadelhaft geschieteltes, etwas dünnes Haar.

Eine kurze Weile saßen die Beiden lautlos da und sahen einander scharf musternd an. Zwei linksche Menschen, die sich unbehilflich gegenüber stehen, bringen sich gegenseitig in Verlegenheit; zwei Gewandte, die ihre Gewandtheit kennen, sind wie zwei Fechter, von denen Jeder zuerst Haltung und Waffenführung des Andern kennen und deshalb keinen Ausfall und keinen Hieb machen will.

Branden beugte sich über sein Glas, roch die Blume des Weins und sagte endlich halb lächelnd:

„Sie werden nun auch von Ihren weiland communistischen Ansichten bekehrt sein.“

„Communistisch? Das ist eine bequeme Bannformel. Ich wünschte, ich könnte Communist sein; ich wünschte, daß ich den Communismus für eine gestaltungsfähige Form der Gesellschaft halten könnte, was er doch nie und nimmer werden kann. Wir müssen auf anderem Wege daran arbeiten, unser Dasein von der Barbarei zu befreien, daß unsere Mitmenschen, gleichberechtigt wie wir, an den gemeinsten Bedürfnissen Noth leiden. Wir trinken hier in Ruhe den Wein des Berges, darauf jekt dort arme gedrückte Menschen sich abmühen, die kaum je einen Tropfen dieses Weines kosten.“

„Wir haben heute Feiertag und da arbeitet Niemand,“ erwiderte Francken und lachte laut auf.

Erich ging gerne auf die scherzhafte Wendung ein, er war reif genug, um nicht einen Widerspruch der Principien persönlich besiegen zu wollen. Das Gespräch kam in freundliche Gebiete und floss ruhig hin in Erinnerung an die Knabenzeit und an das Garnisonsleben. Erich hatte mit den Gardeofficieren in kameradschaftlicher Weise verkehrt; er stand in einer besondern Ehrenhaltung, durch sein zurückgezogenes, den Studien gewidmetes Leben; aber bei aller Charakterstrenge war er harmlos im Verkehr und seine Freudigkeit am Leben schien, oberflächlich betrachtet, sich nicht in Widerspruch zu setzen mit dem wilden Treiben um ihn her.

Die beiden Männer gingen in leichter Wechselrede im Garten auf und ab.

In der steifen Haltung des Halses, in der Art,

wie sie beim Gehen die Arme bewegten, erkannte man die beiden jungen Männer als Soldaten; aber das Stramme war bei Erich durch eine gewisse Geschmeidigkeit gemildert. Francken war elegant, Erich edel und zart; Francken hatte in jedem Ton und jeder Bewegung etwas verbindlich Einnehmendes, Erziehung und Natur hatten ihm eine Weltgefälligkeit verliehen, sein Benehmen hatte etwas Läßliches und dabei doch Gemessenes; Erich hatte nicht minder sichere Formen, aber dabei Ungezwungenheit und Würde. Seine Stimme war ein schöner, kräftiger Bariton, während die Franckens tenorartig war. Auch in der Art des Sprechens ließ sich die Verschiedenheit der beiden jungen Männer erkennen. Erich sprach jedes Wort ganz voll, er gab jedem Buchstaben sein Tonrecht; Francken dagegen sprach als wären ihm Vocale und Consonanten zu viel, als müßte er jede Anstrengung der Sprachorgane vermeiden; die Worte fielen ihm sozusagen von den Lippen und doch sprach er gern und mit sehr gewählten Spizen. Francken hatte jene gewaltsame Tonart des kurzen Galopps, der der fürstlichen Leibgarde eigen war; in jeder gewöhnlichen Aeußerung war etwas Rasselndes, Lärmendes, als ob man mit dem Wehrgehänge hantire und beständig aus einer Gesellschaft zur Vertilgung verschiedener Flaschen Sect käme oder sich dorthin begebe.

Erich hatte nun geraume Zeit in ernstem Studium in einer geschlossenen, fast klösterlich stillen Häuslichkeit gelebt, so daß ihm dieses ganze Behaben wieder neu und auffällig war.

„Herr Baron,“ unterbrach der hinzutretende Kellner, der eine Flasche hieländischen mouffirenden Weines brachte, „Ihr Kutcher läßt fragen, ob er ausspannen soll?“

„Nein!“ lautete die Antwort, und während er die Flasche im Eiskübel umhertrieb, fuhr er zu Erich fort:

„Ich will mir die kurze Freude dieser Begegnung mit Ihnen nicht stören lassen. Ach, Sie glauben nicht, wie entsetzlich langweilig die hochgepriesene Poesie der Landwirthschaft ist!“

Aus der entforkten Flasche einschenkend, rief er lachend:

„Compost, und noch einmal Compost ist die Parole! Der Olymp ist ein Composthaufen und der darüber thronende Gott heißt Jupiter Ammoniak!“

Branden sagte dies leichthin scherzend, dann trank er und drehte sich vergnüglich mit beiden Händen die Spitzen seines Schnurrbartes.

Erich lenkte zurück auf die Schönheit des rheinischen Lebens, aber auch hier fiel Branden ein:

„Wenn nur einmal Jemand käme und dem lügnerrischen Loreleiern von der Schönheit des rheinischen Lebens die Schminke wegkäte! Da sprechen die Poeten allzeit vom thauduftigen Morgen, und wir hatten heute einen Höhenrauch, als ob den Engeln im Himmel die Milch von ihrem Kaffee ins Feuer gelaufen wäre.“

Erich lachte über den Einfall und am Glase nippend, sagte er:

„Aber die Luft des Weines!“

„Jawol,“ fiel Branken ein, „das Trinken üben die hieländischen Schoppenstecher, aber ohne alle Poesie, wie ein Geschäft. Da sitzen sie stundenlang beisammen, es ist immer dieselbe Gesellschaft; sie haben dasselbe halb Duzend Anekdoten in Garnison und tauschen ein verjährtes Witzwort aus. Dann gehen sie heim mit rothem Kopf und mit Taumel in den Füßen und brüllen ein Lied, und das nennt man rheinische Fröhlichkeit. Das einzige Lustige dieser gemachten Rheinluge ist noch die Straußwirthschaft.“

„Was ist denn das?“

„Da hat der ehrjame Pfahlbürger ein Fäschchen eigen Gewächs einliegen, das er nicht allein austrinken kann und mag. Nun steckt er einen grünen Strauß an seinem Hause aus, und die urdeutsche Familienstube mit gemüthlich grünem Kachelofen und grauer Kaze unter der Bank wird zur Wirthsstube. Ist man in der Schmiedgasse fertig, geht's in die Hafengasse, in die Kirchgasse, die Salzgasse und in die Capuzinergasse. Die Bürger trinken einander hilfreich ihren Wein ab; das ist noch das einzig Schöne.“

„So wollen wir uns des Weines freuen,“ entgegnete Erich. „Sehen Sie, wie die Sonne das edle Getränk, dem sie so hold zugelächelt und das sie so mühsam gezeitigt, noch einmal verklärt.“

Mit einer Hast, die seinem sonst so ruhigen Wesen fremd schien, leerte er das Glas.

„Ich habe es immer gedacht,“ entgegnete Branken, „in Ihnen steckt ein Dichter. Ach, ich beneide Sie; ich möchte die Kraft haben, ein satyrisches Gedicht zu

schreiben, so gepfeffert, daß sich die ganze Welt die Zunge dran verbrennte.“

Erich lächelte und erwiderte, daß er auch einmal geglaubt habe, er sei zum Dichter berufen; er habe indeß erkannt, daß es ein Irrthum war, und sei nun entschlossen, sich in einem thätigen Lebensberufe zu versuchen.

„Ja,“ sagte er und zog das Zeitungsblatt aus der Tasche, „Sie können mir vielleicht einen lebensentscheidenden Dienst leisten.“

„Mit Freuden, wenn es nicht gegen . . .“

„Beruhigen Sie sich, es hat nichts mit principiellen oder gar politischen Dingen zu thun. Sie könnten vielleicht als Freiberber für mich auftreten.“

„Also verlobt? Der schöne Erich Dournay, der Adonis der Garnison, bedarf eines Freiberbers?“

„Nichts von dem. Es handelt sich nur um eine Hauslehrerstelle. Sehen Sie die Zeitung, hier steht's: Ich suche für meinen fünfzehnjährigen Sohn einen Mann von wissenschaftlicher Bildung und weltmännischen Formen, der Unterricht und Leitung für eine höhere Stellung zu übernehmen geneigt ist. Honorar nach Vereinbarung. Bei Abschluß der Erziehung lebenslängliche Jahresrente. Adresse und Zeugnisse abzugeben Bahnstation \*\*\* am Rhein.“

„Ich kenne diese Anzeige, habe ja selber daran mitgearbeitet. Ich gestehe indeß, daß wir bei der Wahl des Ausdrucks „weltmännische Formen“ an etwas Besonderes dachten.“

„War damit vielleicht ein Adeliges gemeint?“

„Allerdings. Es handelt sich darum, daß ein Erzieher in einem bürgerlichen Hause und besonders einem eigenwilligen Jögling gegenüber eine unantastbare Ehrenstellung bewahrt.“

„Gewiß, das ist durchaus angemessen und vortheilhaft. Vielleicht habe ich indessen statt des Barons einen Titel einzusetzen, der ein Rechtstitel für den Erzieher ist; seit wenigen Tagen heiße ich Doctor!“

Branken nickte glückwünschend, aber schnell setzte er hinzu:

„Und daß Sie mit Hauptmannsrank den Dienst quittirten, vergessen Sie ganz? Ich gestehe, daß ich gerade die militärische Befähigung in dem Aufrufe ausdrücklich betonen wollte. Aber nein, Sie taugen nicht zum Bärenführer. Der Junge ist unbändig und tödtlich wie eine amerikanische Rothhaut und weiß für jeden Charakter die Skalp-Locke zu finden, an der er ihn faßt und skalpirt; er hat das schon bei einem Halbduzend Pädagogen erprobt.“

„Vielleicht wäre dann der Versuch um so anreizender; vielleicht ist der Knabe nur was man verzogen nennt, und solche Kinder sind nicht so schwer zurecht zu führen.“

„Und wissen Sie, daß Massa Sonnenkamp Besitzer von vielen Millionen ist, und der Golderbe das weiß?“

„Das hindert nicht, reizt vielleicht nur noch mehr zum Versuch.“

„Gut. Ich bringe Sie selbst zu dem mysteriösen Mann; ich habe das Glück, mich seiner besonderen Gunst zu erfreuen. Doch nein . . . besser, Sie fahren

mit mir auf das Gut meines Schwagers; Sie müssen sich ja noch meiner Schwester Bella erinnern?"

„Wol, und ich nehme Ihre Gastfreundschaft an. Nur bitte ich, Herrn Sonnenkamp — mir ist, als hätte ich den Namen schon einmal gehört . . . doch immerhin — von meiner Ankunft zu benachrichtigen und mich dann allein bei ihm eintreten zu lassen.“

Branden warf einen fragenden Blick auf Erich, und dieser fuhr fort:

„Ich weiß Ihre freundliche Bereitwilligkeit wohl zu schätzen, aber Sie wissen, daß ein Fremder, der als Dritter eingeführt ist, sich nicht so leicht und frei geben kann, wie sich das in einem Zwiesprache findet.“

Branden zog ein Taschenbuch heraus, und hielt den Silberstift eine kurze Weile an die Lippen gedrückt. Er erwog, ob er recht thue, Erich zu empfehlen, ob es nicht besser wäre, ihn sofort zu beseitigen und einen Mann, der sich ganz als seine Creatur erkannte, dafür zu setzen. Aber Erich wird dann selbst einen Versuch machen und vielleicht, ja höchst wahrscheinlich die Stelle gewinnen; da wäre es doch besser, ihn durch Dank gebunden zu haben. Und mitten in diese Erwägungen mischte sich auch eine Regung von Gutmüthigkeit.

Er schrieb sofort auf eine Karte an Herrn Sonnenkamp, dieser möge kein Engagement eingehen, da ein gelehrter vormaliger Artillerie-Officier zur Erlangung der Stelle bei ihm erscheinen würde. Behutsam vermied er einstweilen jede nähere freundschaftliche Beziehung.

Die Karte wurde sofort abgeschickt. Als Branden

das Gummiband an seinem Taschenbuche wieder zuschnellte, ließ er es noch mehrmals auf- und nieder spielen, bis er das Taschenbuch wieder einsteckte.

Er war nachdenklich geworden.

#### Viertes Capitel.

Im offenen Wagen fuhren die beiden jungen Männer die Straße dahin, die bald bergan lenkte. Die Luft war voll thauiger Frische und hoch über den Nebengeländen im Laubwalde sangen die Nachtigallen, es war wie eine endlose Kette von Gesang.

Die beiden Männer saßen schweigend. Jeder wußte, daß der Andere in seinen Lebenskreis eingetreten, und man konnte nicht ahnen, was daraus erfolgen würde.

Als Erich jetzt den Hut abthat, und Branden das jugendfrische Antlitz und den Ausdruck ruhiger Sicherheit in demselben betrachtete, war es ihm, als hätte er ihn noch gar nicht gesehen. Er erwog, in welches Verhältniß von unberechenbaren Folgen er sich gebracht. Spott und gütiges Lächeln wechselten in seinen Mienen, er murmelte sogar unverständliche Worte vor sich hin und stieß ein kurzes unerklärbares Lachen aus.

Er legte den Kopf zurück in die Wagenkissen und schaute in den Himmel hinein. Er wird schon dafür sorgen, daß der Mann ihm nicht in die Quere kommt, und was er selber nicht vermag, wird Schwester Bella fertig bringen.

Branken hatte, seitdem er Civilkleider trug, etwas Gewaltfames in seiner Haltung. Von Kindheit an in die Uniform gesteckt, hatte ihm diese nicht nur ein Gefühl der Geschlossenheit, sondern auch einen bestimmten, jederzeit kenntlichen Charakter gegeben, der ihn von dem gewöhnlichen Troß auschied. In der Gemeinschaft der Genossen, in Reih und Glied, war er stramm und frischauß; er zeichnete sich durch nichts Besonderes aus, aber er war ein guter Officier, der seine Pferde und seine Leute gut zu regieren und einzulüben wußte. Nun, da er die Uniform ausgezogen, war es ihm, als müßte er in dem bürgerlichen Gewande auseinanderfallen; er hielt sich daher gewaltsam stolz aufrecht und suchte in jeder Bewegung kundzugeben, daß er nicht zu den gewöhnlichen Menschenkindern gehöre. Im Regimente hatte es stets feste Ordre gegeben, jetzt war er in das Commando der Pflicht und der lästigen Selbstbestimmung eingetreten; auf sich allein gestellt, ward er schmerzlich inne, daß er ohne Kameradschaft Nichts war. Das Leben erschien ihm öde und schal, er hatte sich daher in eine ironisch bittere Stimmung hineingearbeitet; das gab ihm vor sich selber eine gewisse Erhabenheit über dieses trockene Getriebe ohne Parade, ohne Spiel, ohne Ballet.

Mit einer Art Verwunderung sah er auf Erich, der, von aller äußeren Stellung entblößt, ja in Armut versezt, so ruhig und zuversichtlich dreinschaute und sich am Ausblick in die Landschaft ergögte, als wäre das ein Fest.

Erich war in der That besser gestellt. Er war

auch in Reih und Glied ein Mensch für sich geblieben, nie ganz in das kameradschaftliche Leben aufgegangen, und nun, da er das Bürgerkleid trug, hatte sich seine Erscheinung neu und frei entfaltet.

„Es ist vielleicht ein Glück, wenn man sich um des Erwerbes willen zu Etwas zu bestimmen hat,“ sagte Branken, nachdem man lange lautlos dahingefahren.

„Das eben,“ erwiderte Erich, „wird die schwere Aufgabe bei dem jungen Millionär sein. Die Idee und das materielle Erträgniß bewegen die Menschenkraft. Die steile Bergwand würde nicht mit Wein bepflanzt, der Wald nicht gerodet, das Schiff nicht gelenkt, der Pflug nicht geführt, wenn nicht die Noth rief. Wo ein höherer Antrieb sich damit vereinigt — und mir scheint das möglich in jeder Sphäre — da ist das schön Menschliche.“

Wieder waren die Beiden still.

Im Thale lagen bereits die Schatten, während oben auf den Bergen die Sonne noch hell glänzte. Man fuhr durch das Städtchen; aus den offenen Fenstern klang Musik, es war fröhliches Tummeln in den Straßen, die Mädchen wandelten Arm in Arm dahin, die jungen Männer vereinzelt oder in Gruppen, es gab heiteres Grüßen, Necken und Scherzen; die Alten saßen vor den Häusern, der Marktbrunnen rauschte, und weiter hinauf, die Landstraße am Ufer entlang, war lustiges Singen.

„O, wie erquicklich ist unser deutsches Leben!“ rief Erich unwillkürlich. „Die gewerblich thätigen Menschen

vergnügen sich am Abend, der Kühlung und Schatten gibt in dem baumlosen Weinlande.“

Branden schwieg und plötzlich zuckte er zurück, da ihm — er wußte nicht woher — wie ein Traum, wie ein Gesicht in der Ferne, die Vorstellung kam, daß er dem Manne, der neben ihm saß, mit der Pistole in der Hand im Duell gegenüberstehe.

Gewaltsam zwang er sich zum Sprechen und erzählte, wie er auf Anrathen seines Schwagers, des Grafen Clodwig von Wolfsgarten, einen Besuch bei einem hochangesehenen Landwirth in der Umgegend gemacht, um, falls man sich gegenseitig gefiele, dort sich zum Landwirth auszubilden.

Der Gutsbesitzer Weidmann galt in der ganzen Umgegend als Autorität in landwirthschaftlichen wie in politischen Dingen.

„Ich möchte wissen,“ sagte Branden, „wie Ihnen dieser Mann erscheinen würde. Er hat auch“ — bei diesem Worte stockte er und setzte schnell hinzu — „auch wie die großen Weltverbesserer beständig einen Train von guten Lehren, daß man ein ganzes Capuziner-Kloster damit verproviantiren könnte.“

Erich entgegnete scherzend, daß es vielleicht auch eine Gastfreundschaft durch Lehren gäbe, und Branden fuhr fort:

„Ach, die Welt besteht aus lauter Aberglauben! Die gepriesene Poesie der Landwirthschaft ist nichts als Erwerbssucht, die die Schminke des Abendroths und Morgenroths auflegt. Dieser Herr Weidmann mit seinen Söhnen denkt an nichts als an Gelderwerb. Er hat sechs Söhne, fünf davon kenne ich, sie sehen alle

impertinent gesund aus, mit prätentivös weisen, fehlerlosen Zähnen und sind alle ungeschornen Bartes. Die Berge, die von Reisenden mit Entzücken bewundert werden, müssen der Weidmannischen Sippe auf der Oberfläche Wein geben und aus ihrem Innern Schiefer und Braunstein, Erz und Chemikalien. Sie haben fünf verschiedene Fabriken, der Eine ist Bergmann, der Andere Maschinenbauer, der Dritte Chemiker, und so arbeiten sie für einander und mit einander. Ich habe mir sagen lassen, daß sie vierzig verschiedene Stoffe aus dem Buchenholz ziehen, und dann senden sie die ausgemergelte Kohle noch nach Paris in die Restaurants. Ist das nicht eine schöne Naturschwärmerei? Und nun gar Vater Weidmann. Nicht wahr, Sie freut der Gesang der Nachtigall? Vater Weidmann hat bei der Regierung ein Toleranzedict erwirkt, weil die Nachtigallen Ungezieser fressen und für Land- und Forstcultur überaus nützlich sind. Wenn heute ein Sänger nach Burg Mattenheim käme, er fände kein Gehör, wenn er nicht ein Lied sänge von der edlen Minne, durch die sich Stickstoff und Wasserstoff zu Ammoniak verbindet. Mir ist ganz wirbelig von lauter Superphosphat und Kali. Glauben Sie,“ fragte Branden jetzt geradezu, „glauben Sie, daß das ein Loos ist, des Strebens werth, den Nahrungstoff der Menschheit um einige Säcke Kartoffeln zu vermehren?“

Che Erich antworten konnte, setzte aber Branden hinzu:

„Ach! Es gibt eigentlich gar nichts, was man sein möchte. Soldat ist doch das Einzige.“

Als man jetzt einen steilen Berg hinauf fuhr und den weiten Strom mit den Inseln übersah, deutete Prandlen stromaufwärts auf ein hellweißes Gebäude am Ufer und sagte:

„Sehen Sie, dort ist Villa Sonnenkamp, auch Villa Eden genannt. Die große Glaskuppel, auf der die Abendsonne glänzt, ist das Palmenhaus. Herr Sonnenkamp ist passionirter Gärtner, seine Gewächshäuser und Obstpflanzungen übertreffen die des Fürsten.“

Erich stand im Wagen aufrecht und schaute rückwärts auf die Landschaft und auf das Haus, in welchem er vielleicht eine neue Lebenswendung zu erwarten hatte.

### Fünftes Capitel.

„Nach Wolfsgarten,“ stand auf dem Wegweiser am Rande des gutbestandenen Hochwaldes, in den man jetzt einfuhr.

Wir sind hier auf Grund und Boden des Edelmanns.

Jeder Fremde, der des Weges kam und sich nach dem weithin blickenden einfachen Herrenhause mit dem gestaffelten Siebel dort oben näher erkundigte, erhielt die Antwort, daß dort zwei glückliche Menschen wohnen, denen nichts fehlte als der Kindersegen.

Graf Clodwig von Wolfsgarten war ein Edelmann in der besten Bedeutung des Wortes. Er gehörte zwar nicht zu den zuvorkommenden Menschen, die Jeden

mit freundlicher Ansprache gewinnen, er hatte eine vornehme Zurückhaltung und Stille; aber der unabhängige Gutsbesitzer, der Fabrikant wie der Tagelöhner, der Pfarrer wie der Handwerker, der Beamte und der Kaufmann in den Städten — Jeglicher glaubte, daß er ihn ganz besonders zu ehren und zu lieben verstehe. Man betrachtete ihn wie eine Zierde der Umgegend, wie einen mächtigen Baum auf der Bergeshöhe, unter dem man sich des Schattens und des freien Ausblicks erfreut und dem man Sicherheit vor allem Unwetter wünscht.

Clodwig war lange im Auslande gewesen und erst seit fünf Jahren, seitdem er sich zum zweitenmal verheirathet hatte, wohnte er auf dem Schlosse. Seine Gemahlin Bella war schön, Manche sagten, fast zu schön für den alten Herrn. Sie war gesprächamer als ihr Gatte, und wenn sie in dem niederen kleinen Wagen, der mit zwei geschickten Ponies bespannt war, über Land und durch die Dörfer fuhr, grüßte Alles staunend, denn Bella führte die Zügel, während ihr Gatte neben ihr und der Bediente auf dem Rücksitz saß. Man hätte glauben mögen, daß sie auch im Hause die Zügel führe; das war aber keineswegs der Fall. Sie war gegen ihren Gatten voll Demuth und Hingebung, ja es war diesem oft mißfällig, daß sie ihn, und sogar manchmal in seinem Beisein, übermäßig lobte, seine Güte, seine gleichmäßige Ruhe und seinen großen Blick in alle Weltverhältnisse mit beredter Zunge rühmte.

Erich erinnerte sich nur dunkel des Aufsehens, das

in der Residenz die Verheirathung Clodwigs mit Bella erregt hatte, denn das Ereigniß fiel gerade in die Zeit, als er aus dem Militärdienste trat. Er hatte Bella oft gesehen, aber den Grafen Wolfsgarten nie. Der Graf hatte viele Jahre den Gesandtschaftsposten des Fürstenthums bei dem päpstlichen Hofe in Rom bekleidet, wo auch der Vater Erichs ihn kennen lernte.

Clodwig war in der wissenschaftlichen Welt durch eine kleine archäologische Schrift mit sehr kostspieligen Zeichnungen bekannt, denn neben Musik, die er leidenschaftlich liebte, betrieb er mit jener Sauberkeit und jenem Ernste, die sein ganzes Wesen bezeichneten, die Alterthumswissenschaft. Man rühmte ihm überhaupt nach, daß es kaum eine Wissenschaft und eine Kunst gäbe, der er nicht eifrige Pflege angedeihen ließ.

Kinderlos, in Rom verwittwet, kehrte er ins Vaterland zurück, war ein angesehenes, dem sogenannten gemäßigten Fortschritte huldigendes Mitglied des Hauses der Standesherrn, und verkehrte während der Session viel mit dem alten Herrn von Francken, der ebenfalls Mitglied dieses Hauses war. Bald bildete sich eine anmuthende Beziehung zu Bella von Francken, die eine imponirende Erscheinung war und namentlich durch ihr wunderbares Clavierpiel glänzte. Bella war, wenn man es unhöflich ausdrücken wollte, überständig geworden; sie war in ihrer Blüthezeit die schöne Dame des Hofes gewesen, jetzt sah sie bereits einen Nachwuchs in der Gesellschaft glänzen, zu dem sie keine Beziehung hatte.

Bella hatte ein schönes Stück Welt gesehen. In

Gemeinschaft mit zwei Engländerinnen bereifte sie Italien, Griechenland und Egypten; sie hatte einen gewandten Courier gemiethet, der Alles für sie besorgte. Nun wieder an den Hof zurückgekehrt, wo der Vater Oberstallmeister war, betheiligte sie sich an den Gesellschaften mit jener Resignation, die einer höheren Natur solchen Alltäglichkeiten gegenüber zuflieht. Mit Clodwig von Volksgarten unterhielt sie sich sehr viel, und erging von der Voraussetzung aus, daß die Wichtigkeiten der Gesellschaft kaum ihre Beachtung fanden; sie erklärte sich geradezu als eine reifere Natur, die nur noch in höheren Interessen lebte. Mit großer Aufmerksamkeit und lebhafter Theilnahme ging sie selbst auf die archäologischen Liebhabereien Clodwigs ein.

Sie hatte auf ihrem Nippisch keine Porcellanfiguren und dergleichen Schnörkeleien, sondern nur ausgewählte Nachbildungen von Antiken, und sie trug eine große Bernsteinkette, die man in dem Grabe einer vornehmen Römerin gefunden. Sie hatte ein großes photographisches Album, Ansichten von ihrer Reise, mitgebracht, und war glücklich, mit Clodwig Alles noch einmal zu betrachten und sich von ihm belehren zu lassen. Dafür spielte sie ihm auch manchmal vor, während sie sich in Gesellschaften nicht mehr zum Musizieren bewegen ließ.

Die ganze Hofgesellschaft that einmal etwas Neues; sie trug zwischen Clodwig und Bella hin und her, was das Eine vom Andern Begeistertes gesprochen hatte, und selbst die höchsten Herrschaften betheiligten sich an der Ermuthigung Bella's und Clodwigs; denn die Beiden waren zaghaft, als sie inne wurden, daß ihr Ver-

hältniß ein anderes werden sollte. Sie entschlossen sich indeß, und die Verlobung wurde im engsten Kreise der Hofgesellschaft gefeiert.

Clodwig hatte einmal kurz vor der Hochzeit einen Schwindelanfall gehabt, und von jenem Tage an hatte es Bella eingerichtet, daß Clodwig, wohin er ging, und meist ohne daß er es wußte, von einem Diener begleitet war. Mit der größten Sorgfalt pflegte sie den alten Herrn, und als sie sich nun auf das Erbgut zurückgezogen, gewann Clodwig neue Rüstigkeit.

In den Bädern, wohin sie allsommerlich gingen, waren Clodwig und Bella hoch angesehene Erscheinungen. Bella wurde nicht nur ihrer Schönheit wegen verehrt, sondern auch wegen ihrer treuen Hingebung und bis zur Aengstlichkeit gesteigerten Sorgfalt für ihren alten Gatten.

Erich erinnerte sich vieler dieser Thatfachen, während er mit Pranden den Berg hinanfuhr.

### Sechstes Capitel.

Hier auf der Bergeshöhe war noch heller Tag. Als man durch den Park die letzte Höhe hinanfuhr, stand Lina in blaugeblühtem Sommergewande am Weg zwischen den grünen Bäumen. Als sie des Wagens ansichtig wurde, kehrte sie schnell um. Zwei hellblaue Bänder, nach der Mode rückwärts geknüpft, spielten im Abendwinde.

„Ah,“ rief Branden, „wir treffen heute die Gesellschaft zur kalten Küche bei meiner Schwester. Das holde Kind, das dort geht, ist die Tochter des Landrichters, frisch gebacken aus der Pfanne des Klosters Sacré Coeur zu Aachen. Da werden Sie ein echtes rheinisches Kind kennen lernen. Das freundliche Kind meldet uns der Gesellschaft an. Die Familie ist sehr ehrenwerth, sehr achtbar, die Kleine zu einem Interims-Verhältniß eigentlich zu gut.“

Frohgemuth sprang er aus dem Wagen, reichte Erich die Hand und sagte:

„Willkommen auf Wolfsgraben!“

Im Hofe standen mehrere Wagen und im Garten traf man die Gesellschaft der Frauen; sie saßen mit Fächern und Sonnenschirmen in der Hand auf zierlichen Stühlen um ein großes rundes Beet üppig wuchernden Bergisminnichts, in dessen Mitte sich blühende rothe Rhododendren erhoben.

„Wir sind keine Ruhestörer, lassen Sie sich nicht stören, meine gnädigen Damen,“ rief Branden schon aus der Ferne in muthwilligem Ton.

Bella grüßte ihren Bruder und sodann Erich, den sie sofort wieder erkannte. Er wurde vorgestellt. Frau Landrichters, Fräulein Lina — diese Beiden waren so glücklich, eine Begegnung von gestern erneuern zu können — dann wurde Frau Kreisphysicus und Schwester, Frau Oberförsterin und Schwester, Frau Apothekerin, Frau Bürgermeisterin, Frau Schuldirector, zwei Kaufmannsfrauen und zwei Fabrikantinnen vorgestellt. Die ganze Honoratiorenschaft des Städtchens schien vollzählig.

Die Herren, hieß es, seien nach einem nahen Aussichtspunkte gegangen und würden bald zurückkehren.

Die Unterhaltung mochte nicht sehr lebhaft gewesen sein; die Erscheinung Erichs erregte Interesse. Die Frau Directorin, eine große üppige Gestalt — Frau Bella nannte sie Frau Kleiderleib, denn sie wußte sich vortrefflich zu kleiden und Alles stand ihr gut — nahm ihre Lorgnette auf und schaute in die Landschaft, benutzte aber diesen Ueberblick, um Erich näher in Augenschein zu nehmen. Die Art, wie sie dann die Lorgnette in der Hand wiegte, schien zu sagen, daß sie einen nicht unangenehmen Anblick gehabt habe.

Nach den ersten Fragen, wie lange Erich den Rhein nicht gesehen, und nachdem er mitgetheilt, wie ihm Alles wieder ganz neu erschien und fast berauschend auf ihn gewirkt habe, erinnerte Bella, daß sie ihn zum letztenmal gesehen, als er ein Solo in einem Wohlthätigkeits-Concerte sang. Sie fragte dann nach seiner Mutter und scheinbar beiläufig, aber nicht ohne Betonung erwähnte sie, daß deren einziger Bruder, der Baron von Burgholz, so plötzlich auf Madeira gestorben sei.

Bella sprach so leicht, das Sprechen schien ihr durchaus Nebensache, sie veränderte beim Sprechen kaum einen Gesichtszug, ja sie bewegte kaum die Lippen; nur beim Lächeln zeigte sie die volle Reihe kleiner weißer Zähne.

Bella wußte, daß Erich sie genau betrachtete, während er sprach, und mit einer Ruhe, als stünde sie nur einem Spiegel gegenüber, schaute sie drein.

Mit großer Freundlichkeit stellte sie dann Erich der anmuthigen Oberförsterin, die eine vortreffliche Liederfängerin sei, noch besonders vor und fragte dabei, ob er auch noch fleißig sänge; er erwiderte, daß er jede Möglichkeit benutzte, um in der Uebung zu bleiben.

Der Abend war ungewöhnlich schwül, eine beklemmende Spannung lag auf dem Berge und über dem Thal. In der Ferne zog ein Gewitter herauf. Man überlegte, ob man das Gewitter auf Wolfsgarten abwarten oder sofort zurückkehren solle.

Die anmuthige Oberförsterin sagte, sie gestehe offen, daß sie sich vor einem Gewitter fürchte.

„Ah, da kommen die Herren!“ hieß es plötzlich. Zwei schöne Hühnerhunde sprangen voraus in den Garten, sie umkreisten den Hund Brandens, der in der Fremde gewesen war, und beschnüffelten ihn, als wollten sie auswittern, was er draußen erlebt habe. Hinter den Hunden drein folgten die Männer.

Erich erkannte sofort den Grafen Clodwig. Es war eine saubere, wohlgepflegte Erscheinung; das glattrasirte, ältliche Gesicht, das aber keinerlei Abspannung und Schlawheit bemerken ließ, zeigte ständige Freundlichkeit. Clodwig hatte zwei Eigenschaften, die sich selten vereinen: er war liebenswürdig und imponirend; obgleich er nie etwas von aristokratischer Ueberhebung zeigte und Jeden gleich freundlich und gütig behandelte, verstand es sich von selbst, daß sich ihm Alle unterordneten.

Als ihm Erich vorgestellt wurde, sagte er:

„Seien Sie mir willkommen als Sohn meines

römischen Freundes.“ Er drückte dann die feine goldene Brille mit dem kleinen Finger der linken Hand etwas schärfer ans Auge.

Als nun Erich erwiderte, sagte er in bewegtem Tone:

„Sie haben ganz die Stimme Ihres Vaters.“

Nur einen Augenblick schaute er vor sich nieder und preßte die feinen Lippen zusammen.

Die Art, wie Clodwig sprach, war maßvoll und anmuthend.

„Hier stelle ich Sie einem guten Kameraden vor,“ sagte er aufschauend und lächelte auffällig, indem er auf einen alten Herrn mit dickem, rothem Kopfe und schneeweißen, kurzgehaltenen Haaren wies. „Das ist unser Major, Herr Major Grafler.“

Der Major nickte wohlwollend und reichte Erich eine Hand mit vier Fingern, der Zeigefinger fehlte; aber der Alte wußte doch die Hand des Fremden kräftig zu drücken. Er nickte nochmals, sagte aber kein Wort.

Die anderen Herren wurden ebenfalls genannt. Ein schöner junger Mann mit gebräuntem Gesicht und schönem Kinn- und Schnurrbart wurde als Architekt Erhardt vorgestellt. Er verabschiedete sich aber sofort bei dem Grafen, da er noch in dem Kalksteinbruche eine Bestellung zu machen habe.

Der Schuldirektor sagte Erich, daß auch er ein Schüler des Professor Einsiedel sei.

Der Major wurde von den Frauen aus dem Männerkreise abgerufen. Man schalt, daß er, der sonst immer aufmerksam gegen die Frauen und ihr treuer Beschützer,

sie heute auch verlassen hatte und mit den Männern gegangen war. Jetzt sollte er Alle entschädigen.

Die Mädchen hatten spielend einen Kranz gewunden.

Kaum hatte der Major sich gesetzt, als die Mädchen ihm den Kranz auf sein weißes Haupt legten. Er nickte fröhlich und wünschte, daß man einen Spiegel hole, damit er sich auch sehen könne. Gegen Lina hob er den Zeigefinger der linken Hand auf und fragte, ob sie das im Kloster gelernt habe.

Es zeigte sich bald, daß der Major die Zielscheibe für die Wigbolzen war, denn es gibt nicht leicht eine Gesellschaft, wo nicht Einer sich dazu hergeben muß oder sich freiwillig zu Gebote stellt. Der Major machte jedem Menschen, der ihn kannte, mehr Freude, als er selber wußte, denn Jeder lächelte freundlich, wenn er an ihn dachte oder wenn von ihm gesprochen wurde.

Ein Windstoß flog über die Hochebene dahin, die Flagge auf dem Herrenhause wurde eingezogen, man trug die gepolsterten Stühle schnell unter den bedeckten Vorbau. Mit behaglichem Gefühl saß dann die Gesellschaft im erleuchteten Saale beisammen, während es draußen stürmte.

Eine Weile konnte noch kein anderes Gespräch aufkommen, als vom Gewitter. Der Major erzählte von einem kleinen Scharmügel, das sie einmal ausgeführt hätten, während es entsetzlich donnerte und bligte; er brachte es sehr ungeschickt vor, aber man verstand doch, daß er sagen wollte: wie gräulich es war, daß man einander mordete, während der Himmel drein sprach.

Der Landrichter erzählte, daß ein Bursche, der einen

falschen Eid schwören wollte, plötzlich, als er eben die Hand aufhob und ein Donnerschlag dreinschallte, die Hand sinken ließ und rief: „Ich hab's gethan.“ Der Oberförster berichtete vergnüglich, daß das Gewitter dem Jäger besonders willkommen sei, denn nach demselben komme gewiß das Wild schußgerecht heraus. Der Schuldirektor gab eine Schilderung, wie die Kinder während eines Gewitters so schwer in der Schulstube zu beschäftigen seien; man könne im Unterricht nicht fortfahren, und wisse doch nicht, was man mit ihnen anfangen solle.

Erich bemerkte in leichtem Ton:

„Was uns hier als tobendes Gewitter die Seele einnimmt, ist drunten am Niederrhein, droben im Elsaß ein fernes Wetterleuchten, das die bedrückende Hitze des Tages kühl. Mit Behagen sitzen die Menschen dort in Gärten und auf Balconen und athmen die reine Luft ein.“

Er führte das in heiterer Weise aus und wußte das Gegenwärtige ganz vergessen zu machen. Die Oberförsterin, die in einer Nebenstube im Dunkeln gefessen und sich die Augen zugehalten hatte, kam bei den Worten Erichs, die sie vernommen haben mußte, in den Saal und war ganz unbefangen. Erich fuhr fort zu berichten, wie ihn am vergangenen Abend die Zeitungsnachrichten aus Amerika berührt haben; jetzt erscheine ihm die Luftspannung überm Ocean auch als ein Gewitter, das vielleicht die beklemmende Atmosphäre der alten Welt reinige.

Der Landrichter und der Schuldirektor zuckten die

Achseln. Die Energie, mit welcher Erich aus geschlossener Sammlung sein Gedankenleben kundgab, hatte etwas Befremdendes, ja für einen Theil der Männer etwas Verlegendes. Sie fühlten, daß diese fremde Tonart und dieses Herausheben des Besten, das man in sich wußte, die Frauen anzog und diejenigen in Schatten stellte, die nur gelegentlich und da noch ohne Sammlung und Abrundung etwas mittheilten. Der Landrichter sah in das strahlende Auge seiner Tochter und der Oberförsterin und sagte leise zum Schuldirektor:

„Das ist ein gefährlicher Mensch.“

Das Gespräch zertheilte sich in Gruppen. Erich stand mit Clodwig im Erkerfenster; sie schauten in die Nacht hinaus. Ueber den jenseitigen Bergen zuckten die Blitze auf, bald eine glühende Höhe am Horizont zeigend, bald nur den Himmel zerreißend, wie wenn hinter ihm noch ein zweiter Himmel wäre, und der Donner rollte drein, daß die Decke zitterte und die herabhängenden Prismen an den Kronleuchtern klirrten.

„Wie jetzt hier mit Ihnen, stand ich einst mit Ihrem Vater in der Campagna bei Rom,“ begann Clodwig: „Ich bin nie dazu gekommen, ihm ganz zu sagen, was ich ihm von damals an verdanke. Wir lebten damals in einer künstlichen Welt, Ausbildung unserer Individualität erschien uns als einziges Ziel; jedes Einwirken auf das Leben Anderer erschien uns störend. Ich weiß nicht, wie es kam, wir sprachen über jene Anschauung, die die Dinge der Welt unter dem Gesichtspunkt der Unendlichkeit betrachtet. Da sagte

Ihr Vater . . . ich meine, ich höre seine Stimme noch: Indem wir das Leben der Menschheit als Ganzes fassen, finden wir jene Ruhe, die die Gläubigen haben, da wir mit ihnen dann die Welt in der Einheit des Gottesgedankens halten. Wer den Gang der einzelnen Ameise verfolgt, begreift ihre Zickzackwege nicht und das Schicksal, wie sie plötzlich in die Grube des Ameisenlöwen fällt, der doch auch leben muß. Wer aber den Ameisenhaufen als Einheit sieht . . .“

Clodwig hielt in seiner Rede inne. Aus dem Thal herauf hörte man den schrillen Pfiff der Locomotive und das dumpfe Rollen des Bahnzuges.

„Damals freilich,“ setzte er nach einer Pause hinzu, und sein Antlitz wurde von einem raschen Blitz erleuchtet, „damals störte die stille Betrachtung noch kein Pfiff der Locomotive.“

„Und doch,“ entgegnete Erich, „ist dieser schrille Ton eigentlich keine Dissonanz. Die Menschen führen ihr gesetztes Leben fort mitten im Aufruhr der Natur. In unserer Zeit zieht sich ein unabänderliches System von Bewegungen unaufhaltsam über unsere Erde. Man könnte sagen, all unser Schaffen und Wirken ist ein Bereiten von Wegen, ein Offenhalten der Bahn, daß sich die ewigen Naturkräfte frei bewegen. Bahndienst hat der neue Mensch auf Erden.“

Clodwig faßte die Hand Erichs. Ein lang anhaltender, sich mehrfach fortsetzender Blitz suchte über der Landschaft und beleuchtete das strahlende Antlitz des jungen Mannes und das klare des alten Herrn. Fest drückte Clodwig die Hand Erichs.

Mit bewegter Stimme, als offenbare er ein Geheimniß, das sich ihm schwer von der Lippe ringe, das er aber doch kundgeben müsse, sagte Clodwig:

„In solchen Gewittern dachte ich mich schon oft in jene Zeit zurück, da alles Land hier bis zum Odenwald hin ein großer Landsee war, woraus einzelne Berge wie Inseln hervorragten, bis der Strom sich sein Bett durch die Felswand riß. Und haben Sie, junger Freund, sich schon einmal dem Gedanken hingegeben, daß das Chaos wieder hereinbricht?“

„Ich habe es versucht, aber wir können uns weder in die vormenschliche, noch in die nachmenschliche Zeit denken. Wir können nur die Arbeitsstunde, die man siebzig Jahr nennt, nach bester Kraft ausfüllen.“

Der Major kam und bat die beiden Herren, in den inneren Saal einzutreten, wo sich die Gesellschaft versammelt habe.

Ein heller Glanz lag auf dem Antlitz der Beiden, die in die Gesellschaft zurückkehrten.

### Siebentes Capitel.

Man hatte sich in den inneren Musiksaal zurückgezogen, dessen Kuppelbau jetzt, da Alles beleuchtet war, sich fast feierlich ausnahm. Vier Balcone waren in der halben Höhe des Saales angebracht, in der Mitte stand der große Flügel, ein Rundsiß war auf einer Erhöhung. Dort thronte jetzt Bella mit der

Landrichterin zur Rechten und der Oberförsterin zur Linken.

Die jungen Mädchen gingen Arm in Arm durch den Saal und Bräutchen geleitete sie scherzend; er trug eine Rose aus dem Kranz Lina's in der Hand.

Als jetzt Clodwig und Erich sich mit dem Major in den Kreis setzten, kamen auch die jungen Leute hinzu.

Bella fragte den Major, ob der Bau der Burg, die Herr Sonnenkamp neu herrichten lasse, fortschreite. Der Major nickte; er nickte stets mehrmals, ehe er sprach, als bestätigte er im Voraus, was er sagen wollte. Mit großer Zuversicht erklärte er, daß man einen Brunnen im Burghof finden müsse. Clodwig ersuchte ihn, ja recht behutsam jeden Fund aus dem Mittelalter oder aus der Römerzeit zu bewahren; er versprach, bald selbst einmal zu kommen und Nachgrabungen anzuordnen. Der Oberförster sagte scherzhaft:

„Herr Sonnenkamp“ — Jedes nannte ihn Herr, aber in anfreundender Betonung, als ob man ihm fern sein wollte — „Herr Sonnenkamp wird sich nun wol zu seinem Namen den der restaurirten Burg beilegen.“

Bei der Erwähnung des Herrn Sonnenkamp war es, als ob ein Damm durchgebrochen wäre; von allen Seiten strömte die Unterhaltung wild einher.

„Herr Sonnenkamp hat viel Verstand,“ sagte der Schuldirektor, „aber Molière behauptet boshaft, der Verstand der Reichen steckt in ihrer Börse.“

Der Apotheker fügte hinzu:

„Herr Sonnenkamp liebt es, sich als hartgefottener Sünder zu zeigen, in der Hoffnung, daß man ihm das nicht glaube; aber man glaubt es ihm.“

Erich hörte die Namen Herr Sonnenkamp, Frau Ceres, Manna, Roland, Fräulein Perini, es war wie ein Zwitschern im Walde, wo die Vögel durcheinander singen und sich keine Melodie fassen läßt. Nicht ohne boshaften Blick auf Branden sagte die Frau Landrichterin: Männer könnten eher mit solchen räthselhaften, aus der Fremde angesiedelten Menschen Umgang pflegen, Frauen müßten da zurückhaltender sein. Sie gab dann noch zu verstehen, daß alteingesessene Familien streng zuwarten, bevor sie fremde Eindringlinge aufnehmen.

Mit etwas gewaltsamem Scherz spöttelte Bella über die langen Nägel der Frau Ceres; ihre Lippen verzogen sich, als Clodwig in ruhigem Tone, aber doch mit Schärfe sagte:

„Bei den Indiern vertreten lange Nägel die Stelle des Stammbaums, und sind vielleicht ebenso gut.“

Die Gäste staunten, da Clodwig so wegwerfend vom Adel sprach. Er schien durch das Losziehen über das Haus Sonnenkamp gereizt. In ihm war nichts Unfauberes, alles Kleinliche und Gehässige war ihm zuwider, wie ein unangenehmer Geruch, wie ein greller Ton. Zu Erich gewendet sagte er:

„Der Herr Sonnenkamp, von dem die Rede, ist Besitzer von vielen Millionen. Einen solchen Reichtum zu erwerben ist immerhin eine Kraft. Ich möchte sagen: viel Geld erwerben ist eine Art Tapferkeit, Geld be-

wahren erfordert eine gewisse Weisheit, und Geld schön ausgeben ist eine Kunst.“

Er machte eine Pause, und da Niemand das Wort nahm, fuhr er fort:

„Ich finde, daß Reichthum ein gewisses Recht auf Ehre hat. Selbsterworbener Reichthum ist Zeugniß von Thatkraft, Umsicht. Eben so schwer, vielleicht noch schwerer als die Aufgabe, ein Fürst zu sein, erscheint mir die, ein Mann von so übermäßigem Reichthum zu sein. Da häuft sich eine Macht in dem Menschen an, die dem Charakter leicht etwas Gewaltthätiges gibt; solch ein Mann lebt in einem Dunstkreis des Allmacht-Bewußtseins und hört fast auf, eine einzelne Persönlichkeit zu sein; die ganze Welt erscheint ihm unter dem Gesichtspunkte des Kaufpreises. Haben Sie schon je einen solchen Mann kennen gelernt?“

Bevor Erich antworten konnte, fiel Branden ein:

„Der Herr Hauptmann Dournay will Erzieher des jungen Sonnenkamp werden.“

Alle Augen richteten sich auf Erich; die Gesellschaft betrachtete ihn, als wäre er plötzlich verwandelt und in ein Bettlergewand gehüllt. Ein Mann, der in Privatdienst tritt und in einen solchen, verliert alle Würde. Die Männer schauten einander an und zuckten die Achseln, die Frauen betrachteten Erich mit-  
leidig.

Erich blickte zur Erde. Er wußte nicht, was Branden mit dieser überraschenden Rundgebung beabsichtigte; er glaubte etwas erwidern zu müssen, aber er konnte das rechte Wort nicht finden und schwieg.

Eine peinliche Pause war eingetreten. Clodwig hatte die Hand an die Lippen gelegt, die erbläßt waren.

„Eine solche Stellung,“ sagte er endlich, „würde Ihnen zur Ehre und Herrn Sonnenkamp zu Ehre und Glück gereichen.“

Erich fühlte, wie eine breite Hand sich auf seine Schulter legte, und als er umblickte, sah er in das lächelnde Gesicht des Majors, der, mehrmals mit der linken Hand auf sein Herz deutend, endlich die Worte hervorstieß:

„Der Herr Graf hat gesagt, was ich sagen wollte; aber es ist mir lieb, daß Er es gesagt hat, und er hat's auch besser und schöner gesagt, als ich. Führen Sie Ihren Voratz aus, Kamerad.“

Branden bemerkte in sehr leutseligem Ton, daß er es gewesen, der Erich veranlaßt und empfohlen habe.

Lina hatte ein Fenster geöffnet und rief jetzt mit heller Stimme:

„Das Gewitter ist vorüber!“

Ein frischer, würziger Luftstrom drang in den Saal und löste die Spannung der Gemüther; Alles athmete frei auf. Noch rieselte ein leiser Regen nieder, aber schon sangen wieder die Nachtigallen im Busch. Jetzt wurde auch in die Oberförsterin gedrungen, daß sie singe. Sie sträubte sich, aber sie konnte nicht widerstehen, da Bella, die man noch fast nie hatte spielen hören, sich erbot, sie zu begleiten.

Die Oberförsterin sang einige Lieder mit frischer und jugendlicher Stimme, so klar und einfach, daß es

allen Hörern das Herz erfreute. Auch Lina sollte singen; sie betheuerte, daß sie heute nicht singen könne, aber die Mutter sah sie mit strafendem Blick an. Lina trat an das Clavier, sang einige Töne, konnte aber nicht weiter. Ganz unbefangen, als ob gar nichts geschehen wäre, rief sie:

„Nun hab' ich's gezeigt, daß ich heute nicht singen kann.“

Die Landrichterin biß die Lippe und schnaubte vor innerem Aerger, daß ihre Nasenflügel zitterten, über das alberne Mädchen, das dabei noch so that, als ob es sich passend benommen.

Die Oberförsterin sang noch ein Lied und jetzt gesellte sich Lina zu ihr und sagte, daß sie nur nicht allein, aber ein zweistimmiges Lied wol singen könne. Und in der That sang sie einen frischen Sopran, zwar noch etwas ängstlich, aber gediegen.

Mit einer Harmlosigkeit, als ob er ein alter Kamerad von ihr wäre, forderte sie nun auch Erich auf, daß er singe. Die ganze Gesellschaft vereinigte sich mit ihren Bitten, aber Erich lehnte es entschieden ab, und er schaute wieder betroffen auf, als Brändchen ihm beistimmte, mit dem Zusage:

„Der Herr Hauptmann hat Recht, daß er nicht auf Einmal seine Talente kundgeben will.“

Es war im verbindlichsten Tone gesagt, aber die boshafte Spitze war doch unverkennbar.

„Ich danke Ihnen für Ihren kameradschaftlichen Beistand,“ erwiderte Erich.

Der Himmel hatte sich aufgeklärt, nur über dem

Taurusgebirge wetterleuchtete es noch. Die Gesellschaft verabschiedete sich; man dankte sehr redselig für den herrlichen Tag und den genußvollen Abend. Selbst Frau Kleiderleib sprach jetzt und zeigte sich in ihrer neumodischen Capuze, dem sogenannten Baschlik, die sie sehr geschickt gelegt hatte. Als man sich eben zum Aufbruch anschickte, kam der Kreisphysicus. Er hatte im Nachbardorfe einen Krankenbesuch gemacht und war durch das Gewitter aufgehalten worden; er hatte kaum noch Zeit, den Grafen Clodwig und Bella zu begrüßen.

Bella athmete tief auf, als die Gesellschaft zur kalten Küche endlich davonfuhr.

In den verschiedenen Wagen wurde viel gesprochen, in einem aber wurde geweint, denn Lina mußte eine scharfe Strafpredigt hören, wie sie so gar kein Benehmen habe, sie sei doch nichts als die dumme Einfalt vom Lande; statt neckisch zu sein und sich geltend zu machen, benehme sie sich immer, als ob sie vor einer Stunde die Gänse gehütet hätte. Lina war an diese gewaltigen Zurechtweisungen gewöhnt, aber heute schienen sie ihr besonders zu Herzen zu gehen. Sie war so heiterer Seele gewesen, und jetzt ward ihr die Strafrede doppelt empfindlich. Sie weinte still vor sich hin.

Der Landrichter mißte sich nicht in das Weibergezänk. Erst als er an der ausgerauchten Cigarre eine neue ansteckte, sagte er:

„Dieser redfertige Herr Dournay scheint mir ein gefährlicher Mensch.“

„Ich finde ihn sehr liebenswürdig.“

„Frauenlogik! Als ob Liebenswürdigkeit die Gefährlichkeit ausschließe und nicht vielmehr einschließe. Merkst Du denn nicht die leicht zu durchschauende Intrigue?“

„Nein!“

„So reime Folgendes zusammen: Wir treffen ihn im Kloster, wo die Tochter des unermesslich reichen Herrn Sonnenkamp sich aufhält; er thut, als ob er Niemand kenne und von nichts wisse. Jetzt will er Erzieher des jungen Sonnenkamp werden. Ei, wie das blizt!“

Ein langer Blitz leuchtete auf, so daß die Landschaft plötzlich aus dem Dunkel hervortrat. Vor allem leuchtete Villa Eden auf, so kenntlich in allen Formen des Gebäudes, als ob man nur wenige Schritte davon entfernt wäre.

„Sieh nur,“ fuhr der Landrichter fort, „wie dieser große Bau und der Park beleuchtet ist, und Niemand weiß, was hier oben gebraut wird. Wunderliche Welt! Der Baron Francken führt Herrn Dournay bei seinem Schwager und Schwiegervater ein wie einen Freund, und doch sind die beiden Männer, wie mir scheint, Feinde.“

Die Frau Landrichter war ärgerlich über ihren Mann. Mit ihr allein und im Hause war er so beliebt und fein beobachtend, in Gesellschaft aber benahm er sich immer so einsilbig und trocken und ließ Andere glänzen.

„Wer ist der Schwiegervater?“ fragte sie.

„Natürlich Herr Sonnenkamp; er soll es wenigstens

sein. Das unermessliche Geld des Herrn Sonnenkamp ist Guano für den Baron Francken; er hat ihn nöthig; was hat er viel danach zu fragen, woher dieser Guano kommt?“

Lina warf den Schleier über ihr Angesicht und schloß die Augen. Der Landrichter setzte nun noch ausführlich auseinander, daß weder er noch seine Frau sich in diese Sachen mengen dürften.

„Dieser Hauptmann-Doctor ist ein gefährlicher Mensch, gefährlich nach vielen Seiten hin.“

So schloß er und war nun wieder still, bis man zu Hause ankam.

### Achtes Capitel.

Otto von Francken ging mit seiner Schwester Bella im Garten auf und ab und erklärte, daß er Erich an Herrn Sonnenkamp empfohlen habe, dies aber bereits entschieden bereue.

Bella, die immer gereizt war, wenn sie sich für die bürgerliche Gesellschaft geopfert hatte, wendete nun ihren Aerger gegen den Bruder, der ihr einen Mann als ebenbürtigen Gast zugeführt habe, der doch eigentlich ein Diener war oder werden wollte und nun gar bei Herrn Sonnenkamp. Mit schadensfroher Lust setzte sie dann hinzu, daß Otto sich wol am kühnen Ueberspringen der Hindernisse freuen müsse, da er einen Mann von so bezaubernder Persönlichkeit, wie dieser Doctor — sie sagte das Wort wie eine Degradation gegen Haupt-

mann — in das Haus empfehle. Es sei einfache Methode, daß sich die Tochter des Hauses in den Hofmeister des Bruders verliebe.

„Herr Dournay,“ schloß sie, „ist eine sehr gewinnende Erscheinung, nicht blos, weil er ein ungewöhnlich schöner Mann ist, noch mehr zieht eine gewisse träumerische Offenherzigkeit und Biederkeit an. Mag das nun wahr oder gemacht sein, wirksam ist es jedenfalls, und nun gar einem siebzehnjährigen Klosterkind gegenüber.“

Mit gutem Humor erwiderte Otto, daß er seiner Schwester eine minder alltägliche Phantasie zugetraut habe; überdies sei Erich ein anerkannter Weiberfeind, der von Allem, was weiblich genannt wird, nichts liebe als die Idee. Dennoch sprach Branden seinen Vorschlag aus, am anderen Morgen, bevor Erich nach der Villa gehe, Herrn Sonnenkamp zu besuchen und ihm vertraulich mitzutheilen, daß er widerwillig habe eine Empfehlung geben müssen. Er wolle Herrn Sonnenkamp rathen, den Bewerber in guter Manier abzuweisen, denn man könne ja mit Fug und Recht sagen, daß Erich den Knaben mit Freiheits-Ideen anstecken würde; ja man könnte noch weiter gehen und Herrn Sonnenkamp mittheilen, daß die Aufnahme Erichs mißfällig bei Hofe angesehen würde. Dieser letzte Grund mußte Alles schlagen. Branden hatte ja selbst mit daran gearbeitet, daß eine Geltung in den Hofkreisen für Herrn Sonnenkamp das Höchste war, was er zu erstreben hatte.

Bella verwarf diesen Plan; sie fand eine Lust darin,

den Bruder zu stacheln; gerade einem solchen Mitbewerber gegenüber Sieger zu sein, werde ihn neu beleben. Ueberdies wäre es vielleicht gut, der Dame Perini gegenüber, deren clericales Ziel doch Niemand vollständig erforsche, einen Mann zu haben, der die Weltlichkeit vertritt und den man sich durch Dank verpflichtet hat. Ja noch mehr: würde sich, wie unzweifelhaft, ein ständiger, geheimer Krieg zwischen Signora Perini und diesem höchst zuversichtlichen Dournay etabliren, so habe man in allen Fällen das Schiedsrichteramt und die Entscheidung.

Bella vergaß den Aerger über die kalte Küche, da sich ihr ein durchsichtiges Gewebe von Intriguen aufthat, die angenehm unterhielten und zum Ziele führten. Sie war die Vertraute des Fräulein Perini, Otto sollte der Vertraute Erichs bleiben, und so hatte man das Haus Sonnenkamp in der Hand; denn es sei kein Zweifel, daß Erich großen Einfluß gewinnen könne.

Otto sträubte sich gegen die ihm zuertheilte Rolle, aber sie wurde ihm nicht abgenommen.

Eine Katze, die, still und beharrlich den Athem anhaltend, vor einem Mausloch sitzt, läßt sich nicht wegbringen; sie weiß, die Maus kommt heraus, sie knappert schon und dann gibt's einen guten Fang. Bella hatte ein Mittel, ihren Bruder zu dem zu bestimmen, was sie wollte; sie durfte ihm nur vorhalten, wie unwiderstehlich er sei und daß er das Selbstvertrauen, das ihm ehemals so schön stand, wieder gewinnen müsse. Otto schien beruhigt; er war es noch nicht ganz, er redete sich aber ein, daß er es noch werde. Ueber-

dies war dieser Dournay doch ein armer Mann, dem man helfen mußte, und er hatte heute die plötzliche Kundgebung seiner Lebensstellung mit vielem Anstand hingenommen und gutes Benehmen bewahrt.

Nach geraumer Weile sagte Bella:

„Wenn Du mit Deiner Mittheilung über die Stellung des Doctor Dournay eine Absicht hattest, und Du hattest sie . . .“

„Allerdings.“

„Dann hättest Du nicht so brüsk dreinfahren dürfen. Du könntest vertraulich Diesem und Jenem die Sache mittheilen, das wirkte sicherer und stellte Dich nicht bloß.“

Branden mußte bekennen, daß seine Schwester Recht habe, und jetzt, da Bella Recht hatte, verfolgte sie ihren Sieg über die Grenze des Berechtigten. Sie wollte nun sofort in Allem Recht haben und fügte hinzu, daß Clodwig durch die zufahrende Weise Otto's eine Gelegenheit gegeben worden, seine Bissigkeiten gegen den Adel vorzubringen, und Herr Dournay als ein Verfolgter werde nun sein besondrer Günstling; denn Clodwig liebe die Menschen, denen Unrecht geschehen. An Allem dem sei nun Otto schuld. Eine Weile herrschte stumme Verdrossenheit und Mißstimmung zwischen den Beiden . . .

Während Bruder und Schwester draußen im Garten umhergingen, saß Erich beim Grafen Clodwig in dessen Arbeitszimmer, das von einer zweiarmigen Lampe beleuchtet war. Sie saßen einander gegenüber in Lehnstühlen an der Langseite des Schreibtisches.

„Ich bedaure,“ begann Clodwig, „daß der Arzt so

spät gekommen; er ist herb, aber eine Kernnatur. Ich glaube, Sie werden sich mit ihm befreunden.“

Erich schwieg und Clodwig fuhr fort:

„Ich weiß nicht, warum mein Schwager in seiner Weise Ihr Vorhaben so plötzlich der Gesellschaft kundgegeben hat. Es wird nun viel besprochen und ein gewisser naiver Dukt Ihres schönen Vorhabens ist damit weggewischt.“

Erich entgegnete, daß wir darauf gefaßt sein müssen, ein stilles Vorhaben vorzeitig in die scharfe Luft der Außenwelt versetzt zu sehen.

Clodwig betrachtete ihn mit wohlgefälligem Blick und nahm wieder auf:

„Ich habe heute an Ihnen oder vielmehr durch Sie eine Erfahrung erneuert. Die Menschen halten den Privatdienst für eine Degradirung, ohne zu bedenken, daß es nicht darauf ankommt, wem man dient, sondern nur in welchem Geist man dient. Ich dien', ist der Wappenspruch meiner Ahnen.“

Der alte Herr hielt inne; Erich wußte nicht, ob er eine Pause mache oder eine Erwiderung erwarte; Clodwig fuhr aber bald fort:

„Man findet es höchst ehrenvoll, wenn ein höherer Officier oder Staatsbeamter die Erziehung eines Prinzen übernimmt; ist es aber minder ehrenvoll, die Erziehung von dreißig Bauernknaben zu übernehmen oder auch, wie Sie, sich der Leitung dieses reichen Jünglings zu widmen?“

„Ich habe Dienen nie und nirgends für entwürdigend gehalten. Ich war freiwillig in Dienst getreten bei der Direction des Zuchthaus.“

Clodwig sah den Sprechenden mit großen Augen an, dann sagte er: „Wollen Sie mir möglichst genau erzählen, wie Sie zu dem geworden, was Sie sind?“

„Von ganzer Seele; und ich will mir die Ehre, daß ich so zu Ihnen sprechen darf, damit verdienen, daß ich nicht bescheiden bin. Ich will zu Ihnen sprechen wie zu mir selbst.“

Clodwig drückte auf eine Klingel, die auf dem Tische stand; ein Diener trat ein.

„Robert, welche Zimmer hat der Herr Hauptmann?“

„Das braune, g'rad über dem Schlafzimmer des Herrn Grafen.“

„Geben Sie dem Herrn Hauptmann die Erkertimmer oben.“

„Verzeihen, Herr Graf, es stehen noch Sachen vom Prinzen Leonhard darin.“

„Thut nichts. Und noch Eins; ich will nicht gestört sein, bis ich wieder klinge.“

Der Diener entfernte sich. Clodwig setzte sich etwas tiefer in den Stuhl und legte sich eine rothe Plüschdecke über die Knie; dann sagte er:

„Wenn ich die Augen schliesse, glauben Sie ja nicht, daß ich schlafe.“

Es war etwas zutraulich Herablassendes, aber fern von aller gönnerhaften Vornehmigkeit, vielmehr sprach sich eine herzliche Innigkeit darin aus, wie Clodwig nun Erich bat, unummwunden zu berichten.

### Nunntes Capitel.

Erich begann: „Ich bin 28 Jahre alt und wenn ich mein Leben überschauere, so ist es bisher nur ein Suchen gewesen. Ein einzelner Beruf läßt so viele Kräfte in uns unthätig, und doch muß eine Wahl getroffen worden, da schließlich in jeder Berufsart der ganze Mensch bestehen und wirken kann.

Ich bin der Sohn einer glücklichen Ehe, in einträchtigem Familienleben herangewachsen. Von meinem dritten Jahre an wurde ich in Gemeinschaft mit Prinz Leonhard erzogen. Es war ständig eine Widersacherei zwischen uns; die Ursache wurde mir erst später klar, als ein offener Bruch stattfand. Eine gewisse Heuchelei, die gar nicht in den Charakter der Kameradschaft taugte, hatte mich nach Außen gefügig und nach Innen unruhig und empfindlich gemacht. Gewiß widerspricht es auch dem Wesen der Kindheit, sich ununterbrochen ehrerbietig, gefällig und süßsam zeigen zu müssen.

Ich kam in das Cadetten-Institut und genoß dort eine besondere Ehre, weil ich der Kamerad des Prinzen gewesen. Mein Vater war hier zugleich mein Lehrer, und da lebte ich auch zwei Jahre mit Ihrem Herrn Schwager. Ich war kein besonders guter Schüler.

Einer der glücklichsten Tage meines Lebens war der, als ich zum ersten Mal die Epauletten trug; wie sehr der Beruf mich enttäuscht, sah ich daran, daß vielleicht der Tag, an welchem ich die Uniform ablegte, nicht minder glücklich war. Trotzdem empfinde ich noch einen Einfluß jener Zeit. Ich kann noch heut keine

Batterie vorbeimarschiren sehen, ohne daß mir das Herz hebt.

Bald nachdem ich Lieutenant geworden, siedelten meine Eltern nach der Universitätsstadt über; ich war nun allein. Ein ganzes Jahr war ich in mir begnügt und heiter, wie Alles um mich her. Ich weiß noch heute die Stunde, an einem schönen hellen Herbstmittag, ich sehe noch den Baum, ich höre noch die Elster drauf, wo ich plötzlich mein Pferd anhielt und in mir fragte: Was thust Du denn auf der Welt? . . . Dich und die Rekruten abrichten zur geschicktesten Tödtung deiner Mitmenschen . . .“

„Ist Ihnen die Soldatenschule nie als Männer- schule und Wirkungskreis Ihres Lehrberufs erschienen?“ fiel Clodwig bescheiden ein.

Erich war betroffen und verneinte; dann sich neu sammelnd nahm er wieder auf:

„Ich verschlechte die schweren Gedanken, aber sie verließen mich nicht mehr. Ich war in mir und mit meinem Beruf zerfallen. Ich kann nicht sagen, wie unnützig ich mir in der Welt erschien; Alles wack, öde, leer. Es gab Tage, wo ich mich meines Kleides schämte, daß ich als gesunder, starker Mann müßig ging, wohlgekleidet war, und daß mein Pferd vielleicht den Hafer des armen Mannes frist.“

„Das ist übertrieben,“ schaltete Clodwig ein.

„Gewiß, ich erkenne es jetzt auch, aber damals im ersten Ansturm des Empfindens war es anders. Ich bat um Urlaub, um den wirklichen Krieg kennen zu lernen. Mein Commandeur, Prinz Leonhard, fragte

mich bei den Schießübungen unverfehens, in welchem Heere ich den Krieg mitmachen wolle, und noch ehe ich antworten konnte, setzte er scharf hinzu: „Sie würden wol lieber bei den Tischerfessen als bei den Russen stehen?“ Mir war die Zunge gelähmt. Von da ab war mein Verhältniß nach Rußen ebenso zerfallen, wie ich in mir war. Soll ich Ihnen die kleinen Placereien aufzählen? Ich verdiente sie, denn in mir war nichts als Widerspruch, mein Thun erschien mir als eine einzige große Lüge. Ich war ein schlechter Soldat. Ich wollte das Räthsel des Daseins lösen und versenkte mich in das Studium der Philosophie. Eigentlich bin ich eine gesellige, mittheilsame Natur, und doch war mir das beständige Leben in der Kameradschaft unerträglich.

Zwei Jahre hielt ich es noch aus, dann forderte ich meinen Abschied. Ich wurde aus besonderer Rücksicht für meine Eltern mit Hauptmannsrank entlassen. Jetzt war ich frei! Ich war dennoch erschreckt, daß ich dies Leben zu verlassen hatte. Ich war weichlich geworden in der Absonderung. Das sollte sich nun ändern.

Ich war frei. Wunderlich, so in die weite Welt hinein zu fragen: Welt, was willst du von mir? Welt, was soll ich dir? Da liegen die tausend Thätigkeiten . . . welche soll ich erfassen? Ich war zu Allem bereit. Ich hatte eine schöne Singstimme und Viele glaubten, ich würde ausübender Künstler werden; ich erhielt sogar Anerbietungen. Wie ganz anders aber war meine Gemüthsverfassung! In mir brannte eine tiefe Sehnsucht,

etwas Opfervolles für meine Mitmenschen zu leisten . . . Wäre ich ein Kirchengläubiger gewesen, ich glaube, ich wäre Missionär geworden.“

Clodwig öffnete das Auge und sah in das strahlende Auge Erichs. Eine kurze Pause entstand. Clodwig legte die Arme wieder auf der Brust übereinander, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen. Erich fuhr fort:

„Als ich zum ersten Mal in Bürgerkleidung über die Straße ging, war mir's, als ginge ich entblößt vor den Augen der Menschen, wie man das oft so ängstlich träumt. Der Erste, der mir begegnete und mich starr ansah mit dem Ausdruck der Ungewißheit, ob er mich erkenne, war mein alter Hauptmann, der, in Civildienst übergetreten, Vorsteher des Männer-Zuchthauses war. Er erzählte mir, daß er hier sei, um einen Gehilfen zu suchen. Mein Entschluß war bald gefaßt. Ich wollte mich der Leitung und Hebung der gefallenen Mitmenschen widmen. Erst aus meinem neuen Beruf schrieb ich meinen Eltern. Mein Vater antwortete, daß er mein Streben wol anerkenne, aber mit Bestimmtheit voraussehe, daß ein gewisser Schönheitstrieb mir das Leben unter Verbrechern unmöglich machen würde. Er hatte Recht. Ich suchte die Neigung nach dem höheren Luxus des Daseins mit aller Macht zu unterdrücken, es gelang mir nicht; mir fehlt die Dosis Humor oder auch jener freie Standpunkt, der die Lebenserscheinungen wie naturwissenschaftliche Phänomene ansieht und behandelt . . . In meiner Hauptmanns-Uniform erlangte ich bei den Züchtlingen mehr

Respect als in meiner Bürgerkleidung. Das Leben unter den Züchtlingen, die meist verhärtete, gedankenstumpfe Menschen oder abgefeimte Heuchler waren, wurde mir zur Hölle, und diese Hölle hatte noch eine Pein besonderer Art.

Ich hatte damals den schwergemuthen Grübelsinn, ich war in mich gekehrt und konnte doch die Welt nicht vergessen. Ja, es verfolgte mich immer, daß ich mir vorstellen mußte, was wol die Menschen über mein Thun und Lassen denken und sagen. Aus ihren Augen gesehen, erschien ich mir nun so zu sagen als idealistischer Vagabund. Das wollte ich nicht sein, und vor Allen sollten meine Feinde und Spötter den Triumph nicht haben, daß ich in Verwahrlosung und Unstetigkeit verkomme.

Ach, ich quälte mich unnöthig; denn wer hat Zeit, Lust und Trieb, dem Dasein eines Entschwundenen nachzugehen? Die Menschen bestatten Todte und gehen dann wieder ihrem Alltagsleben nach, und so auch bestatten sie Lebendige. Ich mache ihnen heute keinen Vorwurf mehr darüber; es muß so sein.

Mir ward klar, daß ich zu dem jetzt gewählten Berufe nicht geeignet war. Ich lebte noch zu sehr in mir, ich setzte mir alles Gewordene noch beständig um und suchte Gründe und Entstehung der Charaktere zu erforschen. Ich wollte mich damals noch nicht drein finden, daß Wesen und Handlungen der Menschen nicht so folgerecht sich entwickeln, als ich mir dachte. Dabei war ich noch zu leidenschaftlich und vor Allem von einer beständigen Sehnsucht nach dem Schönen beherrscht.

Ich dachte an Auswanderung in die neue Welt. Aber was war ich dort? Sollte ich mir so Mancherlei angeeignet haben, um ein Stück Urwald in ein Fruchtfeld zu verwandeln? Ich hatte allerdings noch einen besonderen Grund, der mich nach Amerika zog. Dort hin war der einzige Bruder meines Vaters gegangen und ganz verschollen. Früher hatte er eine Bijouteriefabrik gehabt. Er liebte die Schwester meiner Mutter, und als er mit einem Heiratsantrage etwas schroff abgewiesen wurde, verließ er Europa und ging in die neue Welt. Er lehnte jede Beziehung zu Heimat und Familie ab. Als ein Freund meines Vaters sich in Neuyork bei ihm einfuhrte und zuletzt behutsam von uns erzählte, wies ihn der Oheim mit den heftigsten Ausdrücken aus dem Hause. Er wollte nichts mehr von uns und von Europa überhaupt wissen.

Ich bildete mir ein, daß ich den Oheim bekehren könnte, und Sie wissen ja, daß man in verzweifelter Lage gern vom Abenteuerlichsten eine Rettung erwartet.

Mein guter Vater half mir. Was er immer als meinen Beruf erkannt und wogegen ich nur, vom blendenden Soldatenstande angezogen, widerstrebt hatte, das war mir nun deutlich. Der Durst nach Einsamkeit erwachte in mir; mir war, als müßte ich einen Fleck Erde suchen, wo kein Ton in das Innenleben störend einzudringen vermag. Diese Einsamkeit, die doch alles Leben in sich schließt, brachte mir nun die Wissenschaft. Mein Vater half mir, indem er mir deutlich machte, daß meine Vergangenheit nicht verloren sei, sondern mir eine Besonderheit und neue Aufnahme gebe. Er

kam und brachte mir ein Angebinde, das mir in die Wiege gelegt war; denn der Senat der Universität, an welcher mein Vater vor seiner Berufung als Erzieher des Prinzen docirt hatte, hatte mich bald nach meiner Geburt mit der Universitäts-Matrikel beschenkt, wie man einem neugebornen Prinzen eine Militär-Charge verleiht.“

Clodwig sah Erich lächelnd an und bat, daß er fortfahre.

„Ich habe nur noch wenig zu erzählen. Ich widmete mich dem Studium der Alterthums-Wissenschaft, und jener Trieb nach dem Schönen fand nun Befriedigung in der Aufnahme der classischen Welt. Seines Fleißes darf sich Jeder rühmen, sagt der Dichter. Ich habe redlich gearbeitet und hatte nun im Elternhause das Glück eines Kindes und als Mann die Freude des geistigen Wachsthums. Mein Vater hatte die Hoffnung, daß ein erfolgreiches Gelingen dessen, was er verfehlt hatte, mir beschieden sei; er gab mir das Erbe jener Ideen, die er weder in der Wissenschaft niederlegen, noch auf dem Lehrstuhl kundgeben konnte. Wenn es je ein glückliches, von ständiger Tempelweihe erfülltes Haus gab, so war es das meiner Eltern.

Da starb mein jüngerer Bruder. In wenigen Wochen wird es ein Jahr, seitdem wir ihn begraben; mein Vater, der überdies eine Kränkung in der Seele trug, konnte bei aller stoischen Kraft diesen Schlag nicht überwinden. Zwei Monate sind es her, daß auch er starb. Ich habe den Schmerz des Verwaisten niedergekämpft und meine Studien absolvirt. Vor einigen

Tagen erhielt ich die Doctorwürde. Meine Mutter und ich, wir haben allerlei Pläne, noch ist nichts bestimmt. Ich habe nach meiner Mutter Rath diesen Auszug nach dem Rhein gemacht, denn ich hatte übermäßig gearbeitet, und wir wollten uns nach meiner Rückkehr fest entschließen. Da traf ich Ihren Herrn Schwager und ich halte es für meine Pflicht, die dargebotene Gelegenheit nicht von mir zu weisen. Ich bin bereit, in den Privatdienst zu treten. Ich weiß, was ich unternehme, und meine, dafür ausgerüstet zu sein. Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, nur in der Wirkung auf eine große Gemeinsamkeit Befriedigung finden zu können; jetzt würde ich mich begnügen, ein einziges Menschenkind zu erziehen, und noch dazu ein solches mit dereinstiger Herrschaft über großes Besizthum zum edelwirkenden, für seine große Aufgabe entsprechend vorbereiteten Menschen bilden zu helfen.

Ich bin zu Ende. Ich wünsche nicht, daß Jemand von mir besser denke, als ich verdiene, aber ich wünsche auch als das zu gelten, was ich zu sein glaube. Ich kann in einer gefährlichen Unwissenheit stehen, da ich ja nicht weiß, wie mich Andere ansehen; ich habe mich auch nur gegeben, wie ich mich im ehrlichen Bekenntniß vor mir selbst ansehe. Ich glaube, ein Lehrer zu sein. Was von künstlerischer Neigung und Befähigung in mir sein mag, will ich auf die Bildung eines Menschen anwenden. Ich habe Ihnen nach bestem Wissen mein ganzes Sein dargelegt; wo noch Lücken sein sollten, bitte ich mich zu fragen.“

Clodwig stand auf, trat rasch auf Erich zu und sagte:

„Ich reiche Ihnen nochmals die Hand. So lange diese Hand vom Leben bewegt ist, wird sie sich Ihnen nicht entziehen. Ich hatte Anderes mit Ihnen vor, ich kann es Ihnen jetzt nicht mehr sagen, ist auch nicht mehr nöthig. Doch genug. Gehen Sie ruhig und fest Ihrem Ziele entgegen; was ich zur Erreichung thun kann, haben Sie ein Recht zu beanspruchen. Hören Sie? Sie haben ein Recht auf mich in jeder Lebenslage, in jeder Weise. Gute Nacht, lieber junger Freund.“

Der Graf zog sich rasch, wie einer Nührung entfliehend, zurück.

Der Diener kam und geleitete Erich mit großer Ehrerbietung auf sein Zimmer.

### Dehntes Capitel.

Drunten im Städtchen tönte hell eine mitternächtlige silberne Glocke vom Thurm, sie war in alten Zeiten von einer edlen Frau gestiftet und sollte den Verirrten im Walde Kunde von der Menschenheimat geben. Erich hörte das Läuten, und im Gedanken sah er jetzt den Beichtstuhl in der Kirche; dort beichten Gläubige und schreiten, mit dem Segensspruch gestärkt, wieder in das Leben hinaus. Er hatte einem Mann gebeichtet, in dem die Weihe des reinen Geistes lebte; erhoben und gekräftigt fühlte er sich, im Selbstbewußtsein gerüstet zu jedem schönen Menschenbunde.

Er öffnete das Fenster und sog den Athem der kühlen, würzigen Nachtluft ein. Im Thal wogten feine Nebel, die Glocken in den Dörfern schlugen Mitternacht, zart und bescheiden schlug auch die Glocke zu Volksgarten. Erich versenkte sich in das Wallen und Bogen der Natur, wo es auf- und niederrieselt in den Baumstämmen, in den Zweigen sich regt und jede Knospe getränkt ist. Von fern dröhnte noch ein nächtlicher Bahzug, die Nachtigall im Walde sang laut, und plötzlich, wie vom Schlaf überwältigt, brach sie ab.

Wie wolkige Schaaren drängte sich alles Leben, eigenes und fremdes, zu Erich heran.

O, wie groß und reich ist die Welt, und Genossen bester Art leben in ihr und harren nur des Anrufs und des grüßenden Augenstrahls!

Jetzt kam der Mond herauf über den jenseitigen Bergen, ein flüsternder Schauer rieselte durch den Wald, die Nachtigall sang wieder laut, die Nebel im Thal hoben sich und verschwammen und ein breiter Strahl glitzerte auf einer Glaskugel in der Ferne. Dort ist Villa Eden!

Nur gewaltsam widerstrebend gab Erich endlich der Müdigkeit nach und schloß das Fenster. Er betrachtete lange eine Büste der Medusa: fesselnd war das große, gewaltige und schöne Antlitz; auf dem wildlockigen Kopf liegen zwei aufstrebende Vogelflügel, unter schwellend zusammengezogenen Brauen starrt das große Auge, als wollte es niederschmettern; der Mund ist trogig verzogen und auf den Lippen liegen höhrende schadenfrohe Worte; unter dem Kinn sind wie ein Kopftuch zwei

Schlangen zu einer Schlinge gebunden. Der Anblick dieses Hauptes war abstoßend und anziehend zugleich.

Der Medusa gegenüber stand eine Büste der Victoria von Rauch, jenes wundersame Frauenbild, an das Antlitz der Königin Louise erinnernd, das edle Haupt mit dem schweren Eichenkranz, nicht erhoben, sondern in sich gebeugt, wie sinnend und anhaltend . . . Wunderliche Gegenüberstellung solcher zwei Büsten!

Der Schlaf übermannte Erich, aber schon nach wenigen Stunden, da kaum der Tag zu dämmern begann, erwachte er wieder.

Es gibt Stunden und Tage, wo im Gemüthe eine frohmuthige Zuversicht ist, als hätte man den Schlüssel gefunden, der alle Herzen öffnet, als hielte man die Zauberruthen in der Hand, die alle Quellen erschließt und uns jedem Mitathmenden nahebringt, als einem Genossen und Bruder. Die Welt ist durchflärt, und die Seele tief erlabt vom Gefühle reinen Glückes, das nichts ist als Dasein, Leben, Athmen, Lieben.

Von solchem Gefühl umfangen stand Erich am Fenster und schaute hinaus über den Strom nach den jenseitigen Bergen, den Burgen, den Städten, den Dörfern am Ufer und auf der Höhe. Da überall bist Du wein auch nur flüchtig daheim, Du lebst auf der schönen Welt!

Schnell war Erich im Freien; er ging durch den Park und den Wald; er ging dahin als schritte er nicht selbst, als trüge ihn eine unennbare Macht. An den frischen Frühlingsblättern der Waldbäume, auf Gras und Blume hingen noch die Tropfen des nächtlichen

Gewitterregens, kein Lüftchen regte sich, und doch schüttelten die Bäume oft plötzlich die auf ihnen ruhenden Tropfen prasselnd ab. Das ist der Sonnenstrahl, der jetzt Zweig und Blatt trifft und eine dem Auge unerkennbare Bewegung hervorbringt. Im Busche sang die Schwarzamsel laut und hell und übertönte all das durcheinander wirrende Gejauchze der Waldgenossen.

Bei einer offenen Halle auf dem Bergeskamme stand Erich still und sah lange nach einer Gabelweihe, die frei sich schwingend über dem Berge schwebte, dann über den Strom hinweg im jenseitigen Walde sich niederließ.

Was war's, daß ihm jetzt Herr Sonnenkamp einfiel?

War's Reid und Furcht der kleinen Vögel, die einem Gewaltigen böse Nachrede halten, und hat dieser nicht das Recht zu leben nach seiner Kraft?

Zu dem Knaben hin dachte sich Erich, als müßte er sich in seine Träume senken und ihm sagen: Ich komme zu Dir.

Erich forschte lange umher, ob er die Glaskuppel sehe, er fand sie nicht. Er schritt auf der Hochebene landeinwärts dahin, wo sich bald wieder Thalgründe, Höhen und Berge darstellten.

An einem großen Felde hielt er an und sah zum ersten Mal in seinem Leben einen neuen Weinberg anlegen. Die Männer hielten Werkzeuge wie große Bohrer in der Hand; sie senkten sie in die lockere Erde und fügten dann in geordneten Reihen die Setzlinge ein. Erich grüßte die Arbeitenden, und sie dankten ihm wohlgemuth; sie mochten am Ton seiner Stimme hören, daß er jeden Fremden grüßte, als wäre er sein Bruder.

Er ließ sich berichten, wie lange es dauere, bis man zum ersten Male keltern könne, und als ein Alter ihm ausführlich Alles erklärt hatte, ging er dankend davon.

Er begegnete Arbeitern, die zu einem Kalksteinbruche gingen. Er gesellte sich zu ihnen und vernahm, daß dieses Vorwerk dem Grafen gehöre, daß er aber Alles verpachtet habe und auch sein Gut nicht selbst bewirthschafte.

Der Aufseher zeigte ihm die in der Nähe befindliche Cementfabrik; Erich sah hier Ziegelsteine zu Fliesen von gutem Muster aus der Zeit der Renaissance; Clodwig hatte die Fabrikation nach diesem Muster empfohlen und sie fand guten Absatz.

Als Erich in das Schloß zurückkehrte, meldete ihm ein Diener, daß der Graf ihn erwarte. Dieser war bereits vollkommen gesellschaftsmäßig angekleidet und reichte seinem Gast die Hand, indem er sagte, daß er heute schon viel an dessen Vater gedacht. Er fragte, wie er gestorben sei.

Erich schilderte, wie sein Vater noch in der letzten Nacht vor seinem Tode den Sohn glücklich gepriesen habe, der in die neue Zeit eintrete, die sich nicht mehr blos darin verbrauche, um das Widrige und die Gewaltthatigkeiten abzuthun. „Mein Sohn,“ sagte er, „mir zittert das Herz vor Freude, wenn ich in die Jahrhunderte hineinschau, wie da Schönheit, Freiheit, Fürsorge für die Mitlebenden sich aufthut, die wir erst im Keime sehen. Sieh nur das Eine, mein Sohn. Die Alten wollten, daß der Staat die Kinder erziehe, und jetzt thut er's und in einer Weise, die kein Solon, kein

Sokrates ahnen konnte. Du wirst die Zeit erleben, wo man kaum mehr ahnt, daß es Sklaven, Leibeigene, Hörige gab und das ganze Gerümpel einer sich selbst belügenden Welt.“

Clodwig drückte halb murmelnd seine Freude aus, welch ein schönes Erbe es sei, wenn der Sohn, die Ideen des Vaters erbend, dieselben fortwirkend bethätige. Und in die Landschaft hinausschauend setzte er hinzu:

„Da drunten sind Manche, die nicht wollen können, daß die Kinder ihre Gedanken und Thaten fortsetzen. Doch bitte,“ wendete er sich laut an Erich: „Nur noch eine Frage. Hat Ihr Vater Ihnen nie erklärt, was dem plößlichen Zerfall mit dem Hofe voranging?“

„Gewiß.“

„Und dürfen Sie es einem Andern mittheilen?“

„Ihnen allerdings; er gestattete mir ausdrücklich, es Denjenigen mitzutheilen, die ich aus voller Seele hochhalte.“

„Sprechen Sie etwas leise,“ bat Clodwig, und Erich fuhr fort:

„Mein Vater sollte in jener letzten Audienz, von der Niemand etwas erfuhr, aus der Hand des Fürsten das Adelsdiplom empfangen, um nunmehr zu einer Hofstellung würdig zu sein. Er sagte zum Fürsten: „Hoheit, Sie vernichten den Segen meiner jahrelangen Lebensarbeit, in der ich meine beste Kraft der Bildung meines jungen Fürsten widmete, wenn Sie glauben, daß ich das annehme, oder daß ich es überhaupt noch für Etwas halte, was unserer Zeit zusteht.“ — „Ich scherze mit solchen Dingen nicht,“ erwiderte der Fürst.

— „Und ich auch nicht,“ entgegnete mein Vater. — Es waren Jahre verflossen, als der Vater mir dies erzählte, und doch zitterten seine Lippen, und er sagte, daß er in jenem Augenblicke, da er und sein Zögling lautlos einander gegenüber standen, das Herbstes seines Lebens erfahren habe.“

„Wunderbar! Wunderlich! Und Sie reisen heute zu dem Manne . . . Doch kommen Sie, es ist Zeit zum Frühstück.“

Man ging in den Saal des Erdgeschosses, dessen Thüren weit geöffnet waren. Bald erschien auch Bella; sie ahnte, daß Erich sie scharf betrachtete, sie wendete sich rasch, um an einem Seitentisch den Kaffee zu bereiten.

„Meine Frau,“ sagte Clodwig, „hat heute bereits einen Boten an Fräulein Perini geschickt, und ich habe dabei Herrn Sonnenkamp sagen lassen, daß Sie erst heute Abend oder noch besser morgen in der Frühe bei ihm vorsprechen werden.“

„Und ich soll meinen Bruder bei Ihnen entschuldigen, er ist heute in aller Frühe mit einem jungen Manne, sie nennen ihn hier den Weincavalier, zum Pferdemarkt nach Mannheim gereist. Belieben Sie Kaffee oder Thee?“

„Wenn ich bitten darf, Kaffee.“

„Das ist recht, daß Sie ohne Umstände sagen, was Sie wollen,“ sagte Bella hell. „Es ist eine abscheuliche Höflichkeit, wenn die Menschen auf solch eine Frage antworten: Es ist mir gleich! Wenn es Dir gleich ist, liebe höfliche Seele, so sag Eins oder das Andere und wälze nicht mir die Entscheidung zu.“

Ein heiterer Ton war damit angeschlagen und man setzte sich zu Tische.

Bella wußte, daß sie im Morgenanzuge noch wohlgefälliger erschien, als im Gesellschaftskleide. Sie war eine stolze, wohlgebaute Erscheinung; ihr reiches, dunkel-blondes Haar, jetzt halb aufgelöst, war von einem feinen Spitzentuche gehalten, das improvisirt und nachlässig übergeworfen schien und unter dem Kinn geknüpft war. Ihre Gesichtsfarbe war frisch, als hätte sie sich eben erst in Milch gebadet, und in der That wusch sie sich täglich beim Schlafengehen und nach dem Erwachen in Milch. Ihr Gesichtsausdruck war scharf und fein, Alles war edel geformt, nur hatte sie eine gekniffene Oberlippe, die ein hohafter Cavalier am Hofe einmal die Giftnischerlippe genannt hatte. Ihre Bewegungen waren voll Elasticität und Grazie und das einzig Unharmonische schien ihre tiefe Sprechstimme zu sein; sie hatte fast eine Männerstimme.

Im leichten Gespräche beim Frühstück machte sie ihren ganzen Liebreiz, verständnißvolles Eingehen und neckische Schelmerei zugleich geltend. Dazwischen betrachtete sie Erich scharf, sie war überrascht von seiner Erscheinung; gestern hatte sie ihn nur in der Abenddämmerung und dann bei Licht gesehen. Er war offenbar auch eine Tageserscheinung, und in der That lag jetzt ein frischer Glanz auf seinem Antlitz, denn die Erregung seines Innern zeigte sich in seinen Mienen. Er schaute Bella an, als wollte er sagen: Ich bin fast der Sohn deines Vatters geworden, laß auch zwischen uns den reinen Gleichklang sich bilden!

Bella war ausnehmend freundlich, vielleicht im Gefühle, daß sie heute bereits eine Hinterlist bereitet hatte. Ein italienisch geschriebenes Briefchen an Fräulein Perini enthielt die ebenso behutsam im Ausdruck als entschieden in der Sache gegebene Anweisung, daß der neue Ankömmling scharf zu prüfen sei.

Als Clodwig dem Boten sagte, daß Erich erst Abends oder am andern Tage kommen werde, fühlte sie sich indeß in ihrer vorausgegangenen Hinterlist berechtigt und beruhigt, denn noch nie hatte Clodwig mit solcher Eigenwilligkeit einen Gast zurückbehalten.

Clodwig und Bella hatten einander versprochen, nur sich allein zu leben, und sie hatten es bisher treulich gehalten. „Ich bin eine müde Seele,“ hatte Clodwig damals zu Bella gesagt, da er ihr seine Hand angeboten, und sie hatte erwidert, daß sie den Müden erfrischen wolle. Bella hatte seitdem jede Beziehung mit der Außenwelt abgeschnitten, denn sie wußte, solche Freundschaftsbesuche kommen nur auf Stunden und Tage und machen dann die Einsamkeit nur um so bemerklicher.

Bella war sehr liebenswürdig gegen Jedermann und jederzeit, wenn Jedermann zu jeder Zeit ihr den Willen that und zu Gefallen lebte. Im Grunde aber liebte sie die Menschen nicht, sie hatte kein Verlangen nach ihnen; sie wollte nichts von Anderen, und man sollte auch sie in Ruhe lassen. Die hundertfältigen Beziehungen, die Clodwig ehemals mit Männern und Frauen gehabt, waren ihr zuwider, und Clodwig fügte sich in ihren Wunsch, seine ausgebreitete Correspondenz und seinen persönlichen Verkehr auf das geringste Maß

zu beschränken. Nur mit zwei Gesellschaftskreisen der nächsten Umgebung hielt man noch zeitweise Verbindung. Die Einen, die sogenannte bürgerliche Gesellschaft oder die Gesellschaft zur kalten Küche, wie man sie hier oben nannte, haben wir gestern kennen gelernt; dagegen wurden die zerstreut wohnenden Adelligen jährlich zweimal zu einem Kreise geladen.

Sollte nun dieser desertirte Hauptmann das Alles stören?

Im Triumph, daß sie ihn auswies, wurde Bella immer beredter.

Erich konnte nicht umhin, jene Weinlaune, jene angeheiterte Stimmung zu preisen, die die Rheinlande durchzieht und Jeden ergreift, der in den Kreis der Bewohner eintritt. Endlich lenkte er das Gespräch wieder auf Sonnenkamp, da ihm die Art, wie des Mannes gestern erwähnt wurde, räthselhaft war.

Mit lebhafter Zuverlässigkeit erklärte nun Bella, daß sie, im Widerspruch mit der festgesetzten Philisterei, den Mann sehr anziehend finde; er habe nichts Triviales und sei ein Eroberer, ein kühner Reder; in dieser auf Aktien gestellten Welt gebe es ja nichts weiter zu erobern als Geld.

Das Abenteuerliche in Sonnenkamp schien eine Anziehung auf Bella zu üben.

Bedachtam fügte Clodwig hinzu:

„Ich habe oft gesehen, so lange ein Mann im Wachsthum des Reichthums ist, erscheint den Menschen sein Glück wie eine Befriedigung des Weltverstandes; es thut ihnen wohl, als wüchsen sie mit ihm. Hat

er aber sein Ziel erreicht, werden ihm die Menschen abtrünnig und der Weltverstand, der sich vorher so befriedigt zeigte, mäfelt nun an ihm. Verstehen Sie etwas von Gartencultur?"

„Nein.“

„Herr Sonnenkamp ist ein sehr bedeutender Gartenkünstler. Ist es nicht seltsam! In Parkanlagen haben wir die französische Gartenkunst, die den Naturwuchs stylisirt, überwunden; nun hat sie sich in die Obstcultur geflüchtet und findet da einen hohen Schutz in dem Alles beherrschenden Nutzen und erzielt fast märchenhafte Erzeugnisse. Das werden Sie bei Herrn Sonnenkamp sehen, der diese französische Obstcultur betreibt. Ja,“ fügte er lächelnd hinzu, „Herr Sonnenkamp ist ein Baum-Erzieher, man könnte sagen ein tyrannischer Baum-Zerreißer. Ich kann mich heute Ihnen gegenüber näher aussprechen. Mir war Herr Sonnenkamp immer fremd und wird es wol bleiben. Bei aller guten Manier, ja bei einer wachsamem Besessenheit für gute Manier, sieht aus seinem Wesen eine Brutalität heraus; ich meine Brutalität im ursprünglichen Sinne des wilden Naturmenschen.“

„Sie würden da einen schweren Stand haben, und bei Roland besonders,“ wendete Bella ein.

„Heißt der Knabe Roland?“ fragte Erich.

„Ja, dies ist sein Name. Der Knabe möchte gern viel wissen und nichts lernen.“

Bella schaute vergnüglich um, da sie diese Worte gesagt hatte. Der Papagei, der im großen Käfig auf der Veranda stand, schrie laut, wie zankend.

„Sehen Sie,“ rief Bella, indem sie aufstand, „das ist mein Schüler, der seine Lehrerin tyrannisiert.“

Sie nahm den Papagei heraus, setzte ihn auf ihre Schulter, hätschelte und liebte ihn, daß man fast neidisch werden konnte auf diese Verschwendung; die Biegung des Halses und Nackens, und alle ihre Bewegungen waren schön.

### Elftes Capitel.

Bella ging und Clodwig sah auf Erich, als begrüßte er ihn aufs Neue.

Nur einem arglosen Blicke konnte die Veränderung entgehen, die im Benehmen Clodwigs lag; er hatte in Anwesenheit Bella's eine Befangenheit und Aengstlichkeit, als hätte er etwas zu hüten, das nicht verlegt werden dürfe.

Bella kam indeß bald wieder, den Papagei auf der Hand tragend und ihn streichelnd. Sie ging im Zimmer auf und ab und wendete sich oft zurück, da Erich erzählte, daß er heute landeinwärts gegangen sei und schon viele Menschen gesprochen habe.

Clodwig verbreitete sich über seine Lieblingsansicht, daß sich in Physiognomie und Charakter der Einwohner noch Spuren der römischen Ansiedler zeigen. Bella schien unwillig, dies wiederum hören zu müssen; sie warf mit übermüthiger Laune dazwischen:

„Wenn man sich vom Rhein abwendet, so hat man

— wenigstens habe Ich das Gefühl, daß Jemand, wahrscheinlich Vater Rhein, mir nachsieht, ja, als riefte er: Sieh Dich doch um!“

„Wir Männer haben nicht immer das Gefühl, gesehen zu werden,“ entgegnete Clodwig in einem Tone, der scherzhaft klang, aber doch an den Ernst streifte. Er bat Erich, die Thonvase, ein Geschenk, das der Landrichter gestern überbracht hatte, nach ihrer Zeit zu bestimmen. Erich, der frisch aus der Wissenschaft kam, konnte das mit Leichtigkeit, und als man in das anstoßende Gemach ging, das mit bunten, verschiedenartigen Ausgrabungen angefüllt war, zeigte er sich bewandert in allen einschlagenden Verhältnissen.

„Sie sind ein guter Lehrer,“ sagte Bella, „und es muß eine Lust sein, sich von Ihnen unterrichten zu lassen. Ja, viele Menschen geben nur widerwillig Belehrungen, Andere, um dabei glänzend zu erscheinen; Sie aber belehren wie ein freundlicher Wohlthäter, der sich freut, eine Gabe reichen zu können, noch mehr aber, daß sie dem Empfänger wohlthut, und Sie geben Alles so, daß man nicht nur überzeugt ist, Sie verstehen die Sache, man glaubt auch, man verstehe selbst etwas davon.“

Clodwig sah staunend auf; ganz dasselbe Wort hatte er noch gestern Abend vom Vater Erichs gebraucht, indem er dessen gedachte, daß seine einzige kleine Schrift unter der uneigennützigsten Beihilfe des Professor Dournay zu Stande gekommen war.

Die beiden Männer gingen mit einander auf die Zimmer Erichs. Hier übergab Erich dem Grafen ein

Exemplar seiner Doctorabhandlung und jetzt erst fiel ihm auf, wie seltsam sich das fügte. Er hatte Untersuchungen angestellt über die apokryphe Schrift Plato's: „Ueber den Reichthum,“ und nun sollte er gerade berufen sein, die Erziehung im Reichthum zu leiten.

Auf den Wunsch Clodwigs las Erich die lateinisch geschriebene Abhandlung deutsch vor.

Clodwig knüpfte die Betrachtung daran, daß es wohlgethan wäre, geschichtlich und psychologisch darzutun, wie der Reichthum auf die Frauen wirke; das ließe sich freilich nur abstract aber nicht bildlich darstellen wie Zartfüß und Kraft. Er wies auf die Medusa und Victoria hin, die er hier einander gegenüber gestellt. Die Wissenschaft werde allerdings seine Betrachtung nicht gelten lassen. Die Medusa sei ihm die Erscheinung der Alles verzehrenden Leidenschaftlichkeit, die, wenn sie der irrende Mensch sehe, ihn vor seinem eigenen Selbst erstarren mache. Es sei sehr bedeutungsvoll, daß die Alten das äußerste seelische Chaos im Weibe dargestellt hätten, denn die zur Liebe geschaffene schöne Erscheinung, die zu Bosheit und Zerstörungslust geworden, sei gerade in der Gestalt des Weibes um so krasser. Die Rauch'sche Victoria dagegen erscheine ihm als Verkörperung eines hochsittlichen modernen Seelenzustandes.

Auf die Victoria deutend rief er:

„Dieses Antlitz gleicht wunderbar —“ er vollendete den Satz nicht, sondern ging stotternd in einen andern über und fuhr fort: „Das ist nicht jene Siegesgöttin, die stolz und erhaben den Kranz auf der

schimmernden Stirn trägt; das ist die Darstellung des Sieges, der innerlich darum trauert, daß er über einen Gegner siegen mußte. Ja, noch mehr, diese Victoria ist mir die Göttin des Sieges über sich selbst, der immerdar der höchste Sieg ist.“

Als ob er fürchte, noch mehr zu sagen und vielleicht an Jenes zu rühren, das nicht verletzt werden sollte, entfernte sich Clodwig fast unvermittelt mit einer kurzen Entschuldigung. Er ging zu Bella und sagte ihr, wie er sich freue, noch mit dem nachfolgenden Geschlecht in verständnißvollen Zusammenhang treten zu können.

„Diese neue Jugend,“ sagte er, „ist anders als wir waren, sie schwankt nicht mehr zwischen den beiden Polen Begeisterung und Verzweiflung; es ist vielmehr eine intellectuelle Begeisterung in ihr, und ich glaube, sie wird mehr durchführen als wir. Ich bin glücklich, daß ich nicht schon zu alt bin, um noch diese, ich möchte sagen, zur Eisenbahn geborne Jugend verstehen zu können. Ich bewundere und liebe unsre Gegenwart. Noch zu keiner Zeit wußte Jeder in seinem Berufe so bestimmt, was er will und soll, als die heutige Welt; so in aller Wissenschaft und in allem Leben.“

Bella hörte ihren Gatten geduldig an. Als er jetzt inne hielt, fragte sie:

„Und was willst Du nun damit?“

Sich sammelnd erwiderte Clodwig, wie er wünschen möchte, einen Mann so reiner Sinnesart wie Erich bei sich zu behalten.

„Ich bin in der Lage,“ sagte er, „diesem jungen

Manne für Jahre ein freies Misl bei mir zu geben. Und warum soll ich es nicht?"

Bella antwortete nicht gerades Weges, sie entgegnete nur:

„Auch ich finde, er hat etwas Gehobenes in seinem Wesen, er gibt viel und gern und hat etwas geistig Förderndes.“

„Und warum soll er nun nicht für Jahre bei uns bleiben?"

„Weil wir allein bleiben wollen. Clodwig, laß uns allein bleiben. Es ist mein Wunsch, daß auch mein Bruder uns bald wieder verlasse.“

Sie hatte, während sie sprach, ihre Hand auf Clodwigs Arm gelegt; jetzt faßte sie seine Hand und streichelte sie.

Clodwig ging gebückten Hauptes davon.

Zum Mittag erschien Bella schön geschmückt, mit einer einzigen Rose im Haar. Sie wußte Erich in seinen heiligsten Gefühlen wohlthuend zu berühren, denn sie erzählte, wie glücklich sie sich stets im Elternhause Erichs gefühlt habe. Das war ein Haus, in dem nie ein unedles Wort laut wurde; die Mutter sei wie eine Priesterin, die immer ein ideales Flämmchen auf dem Hausaltar pflegte.

Am Nachmittag fuhr man in die Landschaft hinaus; Bella war schweigsam auf der Ausfahrt. Man besuchte ein ehemaliges römisches Lager. Bella saß auf einer untergebreiteten Decke unter einem Baum allein, während die Männer umherstreiften.

Als man am Abend bei der Lampe versammelt

war, erschien Bella wiederum als eine Andere; sie hatte sich heute zum dritten Mal anders gekleidet und war von überraschender Belehtheit. Sie wollte dem neuen Günstling ihres Mannes nicht in falschem Licht oder gar als das nichts sagende Anhängel erscheinen; Erich sollte erkennen, wer sie ist. Sie ist nicht nur die Gattin Clodwigs, sondern auch und vor Allem Bella von Branken.

Kaum hatte Clodwig den Wunsch ausgesprochen, daß sie spielen möge, so war sie sofort bereit. Die hastige Art, wie sie die klimpernden und raschelnden Armspangen abstreifte, die Erich sofort ihr aus der Hand nahm und auf den Marmortisch unter dem Spiegel legte; die Weise, wie sie die beiden, gleich flatternden Schwingen erhobenen Hände in der Luft bewegte und dann in die Tasten des Claviers fuhr, wie ein Schwimmer, der in seinem Element ist . . . Alles das zeigte, daß sie entschlossen war, nicht in zweiter Linie zu stehen. Noch nie, seit sie die Frau Clodwigs war, hatte Bella im Beisein eines Dritten so gespielt; sie hatte stets nur Clodwig allein ihr meisterhaftes Clavierpiel hören lassen. Heute vollführte sie das mit einer Lust und Meisterschaft, daß selbst Clodwig, der jede Einzelheit ihrer Spielweise kannte, neu erstaunt und entzückt war.

Nach hoher Beglückung im Umgange mit edlen Menschen und weitem Ausblick in die freie Natur ist der Seele nichts gegeben, als ein Ausklingen und Vertönen der Empfindung im unbegrenzten, uferlosen Aether der Musik. Da baut sich ein Reich wachen

Träumens, unendlichen Empfindens auf, das über das Wort des Mundes und den Blick des Auges hinaus, aus einem räthselhaft tiefen Urgrunde des Menschengestes sich aufthut; das ist die reine Phantasie ohne bestimmte Empfindung und ohne begrenzten Gedanken, nichts als rhythmisches Wellenwogen der Töne.

Zur Ueberraschung der beiden Männer erhob sich Bella plötzlich und sagte gute Nacht. Sie gab zuerst Clodwig, dann auch Erich die Hand, dann gab sie nochmals Clodwig die Hand und verschwand schnell.

Nur noch kurze Zeit blieb Clodwig bei seinem Gastfreunde, dann verabschiedete auch er sich.

Wie taumelnd ging Erich auf sein Zimmer. Wie reich ist die Welt, welch ein Tag war dies, von der Morgenstunde im thauigen Walde an bis jetzt. Und Menschenglück ist eine Wahrheit! Hier sind zwei Menschen zu Ruhe und Glückseligkeit gekommen, wie man solche in der wirklichen Welt kaum denkbar erachtet.

Aus dem unbewußten Denken an das reiche Haus, in das er eintreten wollte, und aus dem bewußten Denken an das voll erfüllte Dasein der Menschen hier, stellte sich ihm die Frage: Ist das schöne Leben, die Erfüllung der Seele im freien Ausblick in die Natur und dann wiederum die freie Sättigung an allem Schönen in Wissenschaft und Kunst nicht dem Reichtum allein möglich, der Befreiung von aller Sorge und Noth, der Erlösung von aller Arbeit um das gemeine Bedürfnis?

Als er mit dem Licht in der Hand in den Erker-saal eintrat, stand er erschreckt vor dem Bilde der

Medusa, das ihn mit offenem Munde starren Blickes so gewaltig und zermalmend anschaute.

Was ist das? Woher hat dies Bild plötzlich diese Aehnlichkeit? Hat Clodwig eine Ahnung davon? Und es ist doch so schreckend.

Und jetzt, es ist wie das Spiel eines Dämons... auch der gerade Gegensatz, auch die Victoria hat Aehnlichkeit mit Bella, wenn sie still und ruhig, sanft und bescheiden den Kopf neigt.

Hat Clodwig eine Ahnung von diesem wunderbaren Spiel des Gegensatzes, und hat er doch nicht Alles gesagt, da er heute am Morgen seine Kezerei bekannte?

Die Pulsadern in den Schläfen Erichs schlugen heftig.

Er löschte das Licht und sah noch lange hinaus in die dunkle Nacht.

### Zwölftes Capitel.

Erich zog am Morgen seine Hauptmanns-Uniform an, denn Clodwig hatte ihm dies angerathen; auch ein Pferd hatte er ihm zu Gebote gestellt.

Das Antlitz Clodwigs glättete sich, als er den schönen stattlichen Mann, den die Uniform gut kleidete, in den Gartenfaal eintreten sah.

Bella hatte sich entschuldigen lassen, daß sie nicht zum Frühstück komme; sie sage Erich Lebewohl bis auf Wiedersehen.

Clodwig überreichte Erich einen Brief, den er Herrn Sonnenkamp übergeben sollte; er setzte aber dringend hinzu, daß er nicht abschließen möge, bevor sie sich wiedergesehen.

Wie eine Mutter ihrem in die Fremde ziehenden Sohne, so suchte Clodwig seinem jungen Freunde noch allerlei Anweisungen zu geben. Erich sagte, wie es ihm so eigen zu Muthe; ohne zu wissen, ob er bei Herrn Sonnenkamp eintreten könne und dieser ihn wünsche, denke er an den Knaben, als wäre er bereits sein Bögling.

„Ich kenne den Knaben wenig,“ sagte Clodwig, „ich weiß nur, daß er sehr schön ist. Und Sie sind gewiß auch der Ansicht, daß es durchaus verkehrt ist, einer jungen Seele große Grundsätze zu geben, die die Lebensrichtung bestimmen sollen, bevor diese junge Seele das Material des Lebens hat und seine Strömungen kennt.“

„Gewiß,“ entgegnete Erich. „Das ist gerade so, wie wenn man in uncultivirten oder halb civilisirten Ländern Eisenbahnen baute, bevor Straßen gebaut sind, die die Zufuhr der landwirthschaftlichen und industriellen Producte vermitteln. Der Krankheitsgrund der modernen Menschheit liegt, wie mein Vater oft gesagt hat, darin, daß man dem Kinde dogmatisch die Gesetze der Weltregierung einflößt; das ist ein auf den Schein gestellter Luxus, der unfruchtbar ist, weil er eine Vorstufe überspringt.“

Endlich war es Zeit zum Ausbruch.

Clodwig sagte, daß er Erich noch ein Stück Weges

begleitete. Erich nahm das Pferd am Zügel. Und wie sie nun neben einander herschritten, betrachtete der alte Herr seinen jungen Freund oft mit liebevoll sorgendem Blicke. Er empfahl ihm nochmals, jede Zuträgerei über Herrn Sonnenkamp entschieden abzulehnen; Herr Sonnenkamp lasse vielleicht manches Gerüchte bestehen, weil er entweder zu tugendhaft sei, um sich darum zu kümmern, oder weil vielleicht Thatsachen sein Leben bezeichnen, die er gern durch falsche Gerüchte verdeckt wisse. Auffällig sei allerdings, daß Herr Sonnenkamp, obwol ein geborner Deutscher, noch nie einen Verwandten bei sich gesehen habe. Es sei indeß wahrscheinlich, daß er, von geringer Herkunft, seinen Verwandten unter der Bedingung Gutes thue, daß sie jeden Verkehr mit ihm vermeiden. Der Major Graßler habe einmal Aehnliches mitgetheilt.

„Noch Eins,“ sagte Clodwig und hielt still. „Sagen Sie Herrn Sonnenkamp nichts davon, daß Sie eine kurze Zeit sich der Leitung der Sträflinge gewidmet haben. Ich will damit keinerlei Makel auf Herrn Sonnenkamp werfen; aber viele Menschen haben eine Scheu vor Männern solchen Berufs.“

Erich dankte; er sah das innerste Bestreben dieses Mannes, ihm seinen Lebensweg zu ebnen. Man ging still weiter.

„Hier will ich umkehren,“ sagte endlich Clodwig; „erlauben Sie mir nur noch eine Warnung.“

„Eine Warnung?“

„Ist vielleicht nicht das rechte Wort . . . Wer im Leben etwas Anderes sucht als Nutzen, Vergnügen

und Ehre, der wird Vielen, die von solcher Bevorzugtheit keine Ahnung haben, exaltirt erscheinen; die Welt kann nicht gerecht sein gegen solche Menschen, sie muß sie verdammen, weil sie ihr eigenes Bestreben von ihnen verdammt sieht. Sie werden Ihr Lebenlang, wenn Sie sich trenn bleiben, ein Martyrium zu tragen haben; tragen Sie es im Stolz Ihres Bewußtseins und wissen Sie, daß ein neuer alter Freund Sie erkennt und mit Ihnen fortlebt.“

Nasch legte der alte Herr seine Hände auf beide Schultern Erichs, küßte ihn, und mit großer Hast wendete er sich und ging davon. Er schaute nicht mehr zurück.

Erich stieg auf und ritt davon. Als er um die Waldecke bog, wendete er sich noch einmal. Er sah Clodwig stille stehen . . .

Bella hatte vom Balcon aus, wo man den ganzen Weg überschauen konnte, den Beiden nachgesehen; jetzt ging sie ihrem Gatten entgegen, und sie war nicht wenig betroffen, als sie in dessen Antlitz sah. Es war eine Bewegung darin, die sie noch nicht gesehen hatte.

Bella glaubte etwas sagen zu müssen und sie pries das Glück des jungen Sonnenkämpf, solch einen Führer zu bekommen.

„Mich schmerzt es, daß er in dieses Haus soll.“

„Und doch hast Du ihn ebenfalls empfohlen?“

„Ja, das ist's eben. Es rächt sich früher oder später, was man mit halber Wahrheit oder mit Widerspruch in der Seele unternimmt. Ich habe mich nun

doch Herrn Sonnenkamp näher gestellt und will es eigentlich nicht.“

Clodwig schien nicht aufhören zu können, von Erich zu sprechen, und indem er jetzt Alles zurückrief, staunte er, was er in so kurzer Zeit von ihm vernommen.

Bella that, als ob sie ihn hörte, sie hörte ihn aber kaum; sie lächelte in sich hinein über den alten Diplomaten, der noch immer etwas unbegreiflich Kindliches, ja fast Kindisches hatte. Sie warf einmal den Kopf stolz zurück, da sie ihrer standhaften Tugend inne wurde, die sich mit Kraft selbst gegen ihren Gatten wehrte, der ihr einen so reich ausgestatteten jungen Mann so nahe bringen wollte.

Unterdeß war Erich im Walde dahingeritten voll frischer Belebung.

Bei einer Waldbiegung hielt er an und nahm den offenen Brief Clodwigs aus der Tasche. Er las:

Ein Nachbargruß nach Villa Eden zu Herrn Sonnenkamp.

Hätte mir das Glück einen Sohn beschieden, ich würde ihm mit ruhiger Zuversicht diesen Mann als Erzieher geben.

Schloß Wolfsgarten, den 4. Mai 186\*.

Clodwig Graf von Wolfsgarten.

Erich gab seinem Pferde die Sporen und ritt lustig durch den grünenden, singenden Wald.

Als er durch das Städtchen kam, sah er am Fenster des Gerichtsgebäudes hinter blühendem Goldlack einen roßigen blondhaarigen Mädchenkopf; das Mädchen zog sich zurück, als Erich von ferne grüßte.

Weiter ritt Erich nun im Thale den Strom entlang. Er war so voll heitern Muthes, daß ihm seit langer Zeit zum ersten Mal wiederum Lieder auf die Lippen kamen; er ließ sie nicht laut werden, aber er sang sie sich in der Seele.

Plötzlich hielt er an.

Wie wär's, wenn der ungezählte Millionär, zu dem ich reite, der Onkel Alphons wäre?

Muthig griff das Pferd aus, seine dunkle Mähne flatterte; der Reiter nahm die Mütze ab und ließ den frischen Luftstrom seine heiße Stirne fühlen.